

Princeton University Library



32101 066405463



3442
.0538
351⁰

Library of



Princeton University.

BLAU MEMORIAL COLLECTION



Kampf und Sieg an der Westfront

Kampf und Sieg an der Westfront

Schilderungen und Erlebnisse aus meinem
Kriegstagebuch

von

Alex=Victor von Frankenberg
und Ludwigsdorff //

Verlag von Hachmeister & Thal in Leipzig
1916

Nachdruck verboten.

Alle Rechte, insbesondere das der Übersetzung, vorbehalten.

Copyright 1915 by Hachmeister & Thal, Leipzig.

Druck von Oskar Seiner in Leipzig.

Und sehet Ihr nicht das Leben ein,
Nie wird euch das Leben gewonnen sein!
Schiller

3442
.053
351 (RECAP)

543299

Meiner Tante
Emmy Gräfin Arco-Vallen
zu eigen

Inhalt

	Seite
1. Auftakt	1
2. Die erste Schlacht	3
3. An der Maas	9
4. Raucourt	21
5. Von der Aisne zum Rhein-Marne-Kanal	30
6. Ein Held	38
7. Der Sturmangriff	43
8. Nirwana	51
9. Mein Bruder	57
10. Kultur und Barbarentum im Kriege	60
11. Verwundet in der Heimat	66
12. Wieder an der Westfront	71
13. Vom Schützengraben	76
14. Aus der Picardie	83
15. Die da kommen und gehen	88
16. Eine gewaltsame Erkundung	91
17. Intermezzo	99
18. Brüssel	108
19. Das hohe Lied des Krieges	113

Auftakt

Es war Ende Juli. Heiß brannten die Tage; der Nächte duftendes Leben währte nur kurz, und das taufrische Naß des keimenden Lichtes zerstob, noch ehe man es genießen konnte.

Aber die Luft war schwer, schwerer als sonst zu diesen Sommerzeiten. Gefahrdrohend brütete die Atmosphäre, hing in bleiernen Sezen von ihrer unendlichen Höhe hernieder und schien alles keimende Leben ersticken zu wollen.

Was galt da die Sonne, die segnend ihre Strahlen herabsandte, in mütterlicher Fürsorge die reifen Felder umspannte und das blühende Wachstum allenthalben förderte?

Was galt sie? Unbeachtet, von Undank umgeben, leuchtete ihre Gloriole in blendendem Glanze. Sie stieg auf zu ihrer mittäglichen Höhe und sank zurück in purpurner Glut; und die Menschen sahen ihre Schönheit und achteten ihrer nicht.

Denn es war ein Raunen und Flüstern entstanden im Gewühl der Staaten und Völker, erst leise und zaghaft, als ob das Sünktchen in verborgenem Winkel zur großen Flamme hätte umschlagen können, die mit rasender Wut, mit fressender Gier das bißchen Erdenleben austrotten konnte.

Ja, wer mochte wissen, ob nicht in diesen schicksalschweren Stunden die Posaunen jener ewigen Gerechtigkeit dumpfschmetternd erschallen würden, von denen die Propheten gewsagt? —

Das Raunen und Flüstern wuchs an wie der reißende Strom zur Zeit der Schneeschmelze. Und er trat über die Ufer und überschwemmte alles Land.

Aus der dumpfen, bangen Erwartung aber, aus der vibrierenden, zitternden Ungewißheit stieg in leuchtender Flammenschrift am Firmament das Wort empor:

K r i e g !

Die erste Schlacht

Glaireuse, den 22. August 1914

Träumend lag ich im Grase.

Die Welt war so rosig — ja traumverloren war sie in ihrer sonnigen Allheit — glühend und fiebernd, wenn ihre Schicksale leise zaudernd an den Strängen rührten, die Menschenleben waren — wer sprach da noch von grausigem Kriege, vom Tod und von den vielen, vielen Leichen, die zu kaltem Staube werden sollten auf den blutigen Gefilden der Wahlstatt? War da nicht ewiges Leben verkörpert in jedem Fleckchen Natur, das genießen durfte? — War es nicht schön, ja unfassbar schön, diese Allgewalt des Einzelnen mit dem heißen, hungrigen Tatendrange spüren zu dürfen, die die Seele emporhebt zu dem uner schöp flichen Brunnen quellender Erinnerung? —

Rein und köstlich strich der herbe Morgenwind über das taufrische Grün saftiger Wiesen — lieblosend streichelte er in sanftem Hauche die herbstlichen Sträucher — fuhr über die wenigen Ziegeldächer der kleinen Ortschaft in leichtem Sprunge hinweg, versang sich dahinter in kleinen Wirbeln, um sich wieder in breitem, tragem Säuseln zu verlieren. Es lag soviel schlaffe Ruhe in diesen noch kühlen Morgenstunden, soviel selige Hingabe, soviel schwärmende Erlösung — und doch — die grellen Sonnenstrahlen belebten die vorrückenden Minuten — mahnten alles Lebende an den Drang nach der fernen Zukunft, und wenn es auch langsam Herbst werden wollte. Und

wieder dieses nedische Spiel der eitlen Sonnenstrahlen mit dem kühlenden Säckeln der vorüberziehenden Windsbraut — ein Ahnen lag in diesem Spiel, das nicht zur Ruhe kommen wollte, ein leises Aufrütteln aus den Träumen schwerer, gesegneter Heimatsfluren.

Ja — man befand sich in Feindesland, zu gewalttätiger Empörung sittlich-nationaler Kräfte — Jugend zog da wider Jugend in stolzem, freiem Männerkampfe — die trennenden Gluten uralter, tiefwurzelnder Spaltungen waren in jahrelanger Wühl- und Heharbeit aufgeschürt worden zu lodernnden Bränden, die es zu ersticken galt im Keime — Löscharbeit mit Blut und Erde — dazu waren wir hier. Rings umlauert von Not und Gefahr, die wie unsichtbare Polypenarme ihre Sänge ausstreckten — vorschoben — zugriffen, wo die Beute sich lohnte — zurückzogen, wo sie aus heimtückischem Verstecke sich nicht stark genug wähten.

So war es hier in Belgien. Neben mir, an die weißgetünchte Wand eines armseligen Bauerngehöfts mit dem Rücken gelehnt, standen, an den Händen mit alten Gewehrstriden gefesselt, zwei junge Burschen in Zivil. Der stumpfe Ausdruck ihrer armseligen Herkunft lag auf ihren Gesichtern; daneben aber glühte unbändiger Trotz — verbitterte Unterwürfigkeit in den stierenden Gloßaugen. Beide waren sie aufgegriffen worden in verschlossenem Hause — oben auf der dunklen Bodenkammer aber fand man ein Lager alter und neuer Flinten mit zahlloser Munition. Einer von den vielen Fällen, die wir erlebten; aber hier sollte ein Exempel statuiert werden, hart und grausam. Schon war das Feldgericht zu-

sammengetreten — ein Tisch mit einigen Stühlen auf der angrenzenden Wiese — drei Offiziere dazu, da stürzte bitter weinend und flehend eine Frau in Nonnentracht hinzu, die sich als Schwester der beiden Gefellen ausgab. Winselnd und kriechend, wie ein geschlagener Hund, näherte sie sich uns, die Hände wie zu inbrünstigem Gebete geschlossen, und versicherte immer wieder mit von Tränen erstickter Stimme: „Ayez pitié de mes frères — ils sont innocents — innocents — innocents!“ —

Und mitten in dieses klagende Jammern ertönten dumpf brüllend die ersten Einschläge ferner Geschütze.

Im Nu war alles auf den Beinen — das friedliche Idyll war gestört: Wie ein aufgeschreckter Bienenschwarm sumimte alles in lebendiger Geschäftigkeit durcheinander.

Sollte es nun endlich Wirklichkeit werden mit den so wild ersehnten und erträumten Hoffnungen? Sollte einen das gewaltige Schicksal wirklich heute gegen den Feind führen? Mit blanker Waffe — strahlendem Auge — tatkräftiger Hand und geschmeidigem Körper? Sollte dieser herrlich-prächtige Tag in spätsommerlicher Fülle die Entscheidung einer ersten herrlichen Waffentat bringen?

Wie Waffenlärm und Sanfarengetöse klang das durch die reine, helle Morgenluft — anstachelnd und aufpeitschend — in tausend gierigen Adern erwachte die flammende Phantasie: alte Bilder aus den Kriegen der Väter und Großväter traten aus ihrem Rahmen, aus dem schlummernden Gedächtnis heraus, um zu greifbarer Gestalt zu werden. Wiesen und Wälder, die ganze Umgebung der Natur schwelgte in diesem zur Tat gewordenen Gedanken.

Blitzschnell kamen die Befehle — die Adjutanten rasten in gestrecktem Galopp einher: „Angreifen — Feind im Anmarsch!“ —

Angreifen — Angreifen! Wie surrte diese herrliche Botschaft durch die starr disziplinierten Reihen der bereits im Vormarsch befindlichen Kolonnen — einem Zauberworte gleich, dessen moralische Bestimmung schon des Sieges Keime in sich trägt. Das waren Sturmkolonnen im wahrsten Sinne des Wortes, die da fast im Lauffschritt vorgingen und sich in kürzester Zeit entwickelten. Strahlenförmig nach allen Seiten stoben die Linien auseinander — nur der schwarze Pulk der zurückgehaltenen Reserven klebte in langsamem Vormarsch hinter der Mitte der immer dünner werdenden Linien.

Durch dichtes Unterholz — durch hochgewachsene reife Felder, über Drahtzaun und Drahtzaun hinweg ging es vor — nur der eine Befehl wurde gegeben: „Kompagnien — Züge Richtung dort- und dorthin ausschwärmen lassen und vorgehen!“ Dann hörte die Befehlsübermittlung auf und der eigene Tatendrang wurde zum herrschenden Gebieter.

Dann kamen die ersten Kugeln durch den Wald — zischend oder pfeifend, mit dem ihnen eigentümlichen, uns damals so befremdenden Geräusche; bald schlugen sie klatschend in irgend einen Baumstumpf ein — bald bohrten sie sich, durch das dichte Gestrüpp des Bodens hindurchschauend, zu unseren Füßen in den moosigen Grund.

Ein Zerrbild der Phantasie — also das waren die Kugeln, die über Tod und Leben zu entscheiden hatten?

— Wie wenn ein gewaltiges, atembeklemmendes Ereignis überraschend vor die Daseinsbedingung des einzelnen Menschen tritt mit der schauernden Warnung, die als Antwort nur ein Ja oder Nein offen läßt — so pulsierten in dem Bruchteil einer Sekunde von Ewigkeitswert die aufgepeitschten Nerven in unschlüssigem Harren dieser großen neuen Umwertung entgegen. Schon aber strafften sich die Sehnen — dehnte sich der Atem in berauschernder Fülle und, ausgeschaltet von der unsäglich klein erscheinenden Bedeutung jeglichen Einzelloses, riß der Führer Scharen um Scharen vorwärts in jauchzendem Siegeslaufe.

Es dauerte geraume Zeit, bis wir aus dem — zunächst nicht als solchen erkannten — Strichfeuer hinaus waren. Das vielfach durchschnittenene, wellenförmige und unübersichtliche Gelände machte das Wort von der Leere des Schlachtfeldes zur Wahrheit. Kampfflos, und doch in glühender Erregung — sprungweise rasten wir vor, bis an einem Waldrande der Augenblick zur Tat heranreifte.

Drüben über jene Mulde hinweg war der Feind; und das mordende Zielfeuer der eigenen Truppen begann. Nun kamen Regiment, Exerzier- und Schießplatz zu überlegener Geltung — das stimmte alles wie daheim bei den unbeweglichen und getünchten Scheiben — nur daß hier die Lippen geschlossen blieben in fiebernder Erregung, daß das Herz wild hämmerte in pochendem Aufwallen, daß hier ein großer Wille durchging von Mann zu Mann, von Zug zu Zug: **d e r W i l l e z u m S i e g!**

Und des zum Zeichen floß Blut — da lagen die ersten Verwundeten in hilfloser Kampfunfähigkeit — die ersten Toten mit starrem, gebrochenem Auge. Auch daran gewöhnte man sich, aber nicht in stumpfer Roheit, sondern in dem starken eingespikten Drange nach vorwärts, zur Vernichtung des Gegners.

Und der wilde Tumult begann in den Nachmittagsstunden. Linie auf Linie schwärmte ein und ersetzte die Lücken — Maschinengewehre in günstigen, unsichtbaren Stellungen spien Tod und Verderben aus der Flanke — Gelände um Gelände wurde gewonnen und der Feind zu Scharen getrieben. Hörner gellten und die Trommeln rasselten unaufhörlich, markerschütternd ihr dumpfes Sturmsignal in vielfach sich brechendem Echo. Schritt für Schritt wurden zäh gehaltene Waldstücke erkämpft, und manche Revolverkugel streckte aus unmittelbarer Nähe den hinterlistig hinter starken Baumstämmen verborgenen Feind nieder. Aber es blieb ein heller, jauchzender Kampf der Bewegung mit allen siegesfrohen Vorteilen der offenen Feldschlacht — da galt das stürmende Blut der Jugend, das rücksichtslose Draufgängertum, das Geschütze erobert mit einer Handvoll Mannschaften, ohne erst die Reserven abzuwarten.

So wurde gestürmt und gestürmt — drei — vier — fünf Kilometer nach Westen, bis die jäh einbrechende Dunkelheit jedes weitere Vordringen unmöglich und nutzlos machte. Und das rauschende Wonnegefühl eines gegen vierfache Übermacht blutig erkämpften Sieges durchzog die aufgeregten Träume der Nacht. —

An der Maas

Die dritte Landesgrenze in einem Zeitraume von knapp drei Wochen! Bei Winderingen war es, wo wir Luxemburg betraten, ein heißer, wolkenloser Spätsommernorgen. Lange Kolonnen in endloser Reihe, auf dem Abstieg zur wohlbefestigten Moselbrücke; drüben, am jenseitigen Ufer, mit den herrlichen, in unermesslicher Breite sich entfaltenden Rebhängen, lockte uns das fremde Land. Man kam sich einem Eroberer gleich, der am Ziele seiner Wünsche steht und nun die Welt, die er sich zu eigen machen will, zum ersten Male schaut. *O θάλαττα, θάλαττα!* Acht Tage später zogen wir bei Martelingen in Belgien ein. Auch das war ein erhabenes Gefühl; begeistert stimmten die Kompagnien damals die „Wacht am Rhein“ an und unsere Augen wurden nimmer müde an der Pracht der sie umgebenden Natur. Freilich — schon umfaßte die Hand mit stärkerem Griffe den Knauf des Degens und die Stirne begann zu glühen in begeisterter Vorahnung gewaltiger Waffentaten.

Belgien gab uns die Erfüllung unserer Wünsche und stillte für den Augenblick des Siegers stürmendes Verlangen nach Betätigung seines Heldentums. Wir hatten Blut gesehen und als andere Menschen zogen wir in Frankreich ein. Etwas von gewohnheitsmäßiger Ruhe hat uns nicht verlassen, seit wir bei Anloy und Maissin dem Schlachtentod mit seiner ewig wechselnden Grimasse ins Auge geschaut und die Begeisterung, die uns beim Betreten des neuen fremden Bodens einer mythologischen „Grande nation“ erfüllte, war doch schon mit dem

Untertone jenes selbstsicheren Vorwärtsbringens gefärbt, das den kampfproben Feldsoldaten kennzeichnet.

Ein trostlos verlassenes Gebäude, die Platinerie von Muno, links unserer Vormarschstraße, war das letzte Lebenszeichen des unterjochten Landes. Zwischen dichten Waldungen, dem Bois de Pure und dem Bois de Messincourt, schlängelte sich der Weg über die Grenze, den wir kurz darauf verließen, um dem Ziele unseres langen, ununterbrochenen Tag- und Nachtmarsches zuzustreben. Auf einer durch Höhen gegen Süden und Südwesten gedeckten, breiten Wiesenfläche zwischen Escombres und Messincourt wurden im Nu die Zelte aufgeschlagen und einigermaßen wohnlich eingerichtet. Aber das Hauptbedürfnis der wader marschierten Leute war doch das köstliche, segenspendende Naß für die dürstenden Lippen; und alsbald waren auch schon Trupps formiert, mit zusammenlegbaren Wasserläden, Kochgeschirren und Eimern bewaffnet, die unter Führung eines Offiziers zur weit entlegenen Wasserstelle eilten, um die starken Verbände zu erfrischen und für neue Anstrengungen zu versorgen.

Kalt brach die Nacht herein und der taufrische Wiesengrund sog den feinen Nebel, der in den unteren Luftschichten hing, begierig ein. Aber uns schützte das Zelt Dach und ein molliges Strohlager darunter; sogar den Luxus, unsere Gamaschen auszuziehen, hatten wir uns gegönnt; und ein schalkhafter Kobold vertrieb sich die Zeit damit, mir im Traum das Bild meiner Heimat vorzugaukeln.

Durch eine dröhnende Kommandostimme erwachte ich am Morgen des 26. August mit dem Bewußtsein, wieder einmal herrlich geschlafen zu haben und kampfbereit be-

grüßte ich das zarte junge Tageslicht. In kaum zehn Minuten war das große Bivak der Brigade abgebrochen — in langen Reihen standen die Kolonnen zum Abmarsch bereit, nachdem die Feldtücher ihre heiße Morgengabe dem knurrenden Kriegermagen verabreicht hatten. Aber noch harrte man der Befehle zum Vormarsch gegen die Maas, und die vorläufigen Anordnungen der Truppenbefehlshaber gingen dahin, in einem dicht in der Nähe gelegenen Waldstücke, gedeckt gegen Fliegererkundung, eine Bereitstellung einzunehmen.

Fünf lange Stunden mußten wir geduldig warten, bis endlich um 11⁴⁵ vormittags die Division zu erneutem Vormarsch antrat. Ist schon im Frieden das Abwarten eine der Haupttugenden des Soldaten, so kann man sie, richtig verwertet, im Felde zu jenen Erfordernissen zählen, von denen die Schlagfertigkeit der Truppe abhängt. Ein herrlicher Tag war angebrochen und bestimmte mit unwiderstehlicher Gewalt den Grundton unserer tatenfreudigen Stimmung. Lachend spielten die feinen goldgelben Strahlen der Sonne durch das dicke laubenartige Geäst der Bäume hindurch mit dem weichen fühlen Moos, das den Boden bedeckte. Scherzend und plaudernd ließ man die letzten Kriegsergebnisse vorbeiziehen; ja, ein netter Zufall brachte mich dort in ein geistreiches Gespräch über die moderne Romantik der deutschen Tonkunst, jene Epoche dramatischer Musik, als deren urdeutschen, volkstümlichen Schöpfer wir wohl Karl Maria von Weber zu bezeichnen haben und die in dem vollendeten Genius Richard Wagners ihren Höhepunkt, wenn nicht Abschluß fand.

Doch nur zu bald sollten wir wieder die romantische Schlachtenmusik, die disharmonisierenden Akkorde der Geſechte zu Gehör bekommen. Unſer Vormarsch, den wir am Mittag des 26. fortſetzten, führte uns zunächſt über St. Remy und Pouru an die Chiens, einem breiten Nebenfluß der Maas. Kühne Nachrichten von dem fluchtartigen Rückzug des Feindes wurden ihrer Wahrheit beraubt: die gewaltige eiserne Brücke war gesprengt worden und die Zerstörung ſo umfangreich, daß an eine Wiederherstellung nicht zu denken war. Die Pioniere hatten deſhalb in fleißiger Nachtarbeit eine verſtärkte Laufbrücke in nächſter Nähe gebaut, die wir zum Übergang benutzten. Welch Erſtaunen ergriff uns aber, als wir am jenseitigen Ufer angelangt eine ununterbrochene Reihe von Feldbefestigungen stärkſter Art, mit teilweise vollkommen splitterſicheren Unterſtänden, mit Schießſcharten, Maſchinengewehrſtellungen und allen nur erdenklichen Verteidigungsanlagen verſehen, zu Geſicht bekamen! Man wußte kaum, welche Tugend einer größeren Bewunderung wert war: die meiſterhafte Ausführung dieſer zweckloſen Aufnahmestellungen oder die planmäßige Durchführung eines ſolchen Rückzuges. Auf alle Fälle haben wir das Angenehme mit dem Nützlichen verbunden und uns ein Beiſpiel an der Ausführung dieſer pioniertechniſchen Arbeiten genommen.

Kaum war der Übergang über die Chiens bewerkſtelligt, als uns der Feind mit Schrapnell und Granate ſeine freundlichen Grüße bot. Damals war uns dieſe Form kameradschaftlicher Anhänglichkeit noch einigermaßen neu, und mit geſpanntem Intereſſe verfolgten wir natürlich die

zunächst wirkungslosen Einschläge dieser bald heulenden, bald pfeifenden, bald plätzenden Geschosse. Eine verlassene Eisenfabrik bot den Kompagnien des Bataillons genügend Deckung und in aller Ruhe wurden wir von den Feldküchen verpflegt. Dann aber arbeiteten wir uns in kleinen Abteilungen und im Lauffschritt, an steilen Abhängen entlang, dicht an die Höhen südlich Brevilly heran. Hier wurde es nun schon ungemütlicher, und insbesondere ein kleines Waldstück, das sich an unsere rechte Flanke anlehnte, wurde gar reichlich mit Schrapnellkugeln bedacht. Unsere Artillerie aber ließ es sich nicht nehmen, für die freundlichen Grüße in ausgiebigem Maße zu danken und unseren überaus wohlwollenden Gefühlen persönlich Ausdruck zu verleihen.

Am Abend dieses Tages erhielt unser Bataillon den Auftrag, sich auf den Höhen vorzuschieben, die rechte Seitendeckung unserer Artillerie zu übernehmen und sich im Schutze der Dunkelheit einzugraben. Es war eine überaus schwierige Aufgabe, dem Befehle gerecht zu werden: der Boden war vollkommen steinig und die Mannschaften kamen in ihrer Arbeit nur langsam vorwärts. Gegen 11 Uhr nachts traf uns erneuter Gegenbefehl, die Schanzarbeiten sofort einzustellen und nach Mairy zu weiterer Verwendung abzurücken.

Auf großen Umwegen trafen wir etwa 1 Uhr nachts über Brevilly an unserem Bestimmungsort ein und gedachten nun endlich der Ruhe zu pflegen.

Aber hier erwarteten uns neue Überraschungen.

Kaum war unser Bataillon, todmüde von den reichlich zugebadchten Anstrengungen des letzten Tages, über

mehrere den Nordausgang von Mairy versperrende Astverhaue und Baumhindernisse hinweg in den Ort eingerückt — kaum hatten wir uns neben den Maschinengewehren einen kleinen Platz für ein gedrängtes Biwak der Truppen gesichert, als auch schon der unerbittlich strenge Befehl eintraf, sofort nach Villers-devant-Mouzon vorzugehen, mit dem Auftrage, die dort arbeitenden Pioniere bei ihrem Übergang über die Maas zu unterstützen und womöglich als Sicherungstruppe mit der ersten Staffel überzugehen.

Jetzt nur nicht den Leuten zeigen, daß man selber müde war, daß man auch lieber in dem aufgeweichten, schlammigen Rübenfelde zum mindesten ein Stündchen der Ruhe gepflegt hätte. Kommandos wie auf dem Exerzierplatz — zweimal Gewehr über nehmen lassen, weil der erste Griff nicht haarstarr klappte — das war die richtige Taktik. Und den Kragen am Umhang aufgeklappt ging es festen, dröhnenden Schrittes in der langen Kolonne weiter. Befehle sind eben nicht nur notwendig, sondern meistens auch selbstverständlich!

Aber der Himmel schien unserem Vorhaben nicht günstig zu sein. Schwere, graue Wolken jagten an den glitzernden Sternen vorüber, nach und nach alles in unsichere Finsternis einhüllend; in breiten Strömen triefte der Regen herab und machte jeden Fußbreit des Weges allmählich ungangbar; ein eisiger Wind pfiff uns entgegen und schlug uns die schweren Tropfen wie Peitschenhiebe ins Gesicht. Hei, war das eine Nacht, wie sie sich Shakespeare für seinen Macbeth wohl nicht hätte besser ausmalen können. Das „wilde Heer“ zog vorüber!

Jede Minute gab es eine Stoßung — unsichtbar und unübersehbar — ein Glied prallte an das andere an, da half kein Abstand zwischen den einzelnen Kompagnien. Dazu sah, hörte und wußte man nichts. Nur endlos lange Kolonnen des Division=Brücken=Trains standen auf der einen Seite der breiten Chaussee — die Fahrer auf ihren Böden eingeschlafen, die Pferde, unwillig über die zahlreich zugehenden Regenschauer von oben, ihre Mähnen schüttelnd. Je näher wir aber an unser Ziel heranrückten — es war kurz vor Amblimont — desto größer wurden die Schwierigkeiten. Schon standen die Trains nicht nur auf der einen Seite der Straße: kreuz und quer, Wagen, Pferde und Menschen durcheinander. Da sollte nun unser Bataillon in Marschkolonnen durch, ohne den Zusammenhang zu verlieren!! —

Es war 3 Uhr nachts. Seit der letzten Stoßung waren nun schon 20 Minuten vergangen. Kein Befehl kam, nichts rührte sich. Da legte man sich auf die nasse Chaussee — in den schlammigen Graben, wo man gerade stand, und schlief ein. Offiziere wie Mannschaften. Der Regen siderte durch Umhang und Feldrock — wir achteten dessen nicht. Da kam der Stabsarzt vorbei. „Aber meine Herren,“ rief er — ich erkannte ihn nur an seiner Stimme — „wie können Sie nur — hier auf dieser nassen Straße, bei dem Wetter — Sie wollen sich wohl alle frühzeitig begraben lassen?“ „Nein, lieber Doktor,“ antwortete ich, „aber schlafen wollen wir, und da uns keine Betten zur Verfügung stehen, so müssen wir eben mit dieser Chaussee fürlieb nehmen.“ — An die zwei Stunden mochten wir so gelegen haben, als eine un-

ruhige Bewegung sich durch die langen Kolonnen fort-
pflanzte und zu guter Letzt der erneute Befehl zum Ab-
marsch durchkam. Erst später wurde uns bekannt, daß
die Führung den Versuch, die Maas noch in dieser Nacht
zu überschreiten, aufgeben mußte, da durch Pionier-
erkundungen einwandfrei festgestellt worden war, daß
das jenseitige Ufer zwischen Villers und Ruffy außer-
ordentlich stark befestigt sei.

So traten wir denn gegen 4 $\frac{1}{2}$ Uhr morgens unseren
Rückmarsch über Amblimont nach Mairy an und sollten
auch hier noch nicht die langersehnte Ruhe genießen, deren
wir so dringend bedurft. Denn wir hatten noch mit-
samt den beiden anderen Bataillonen des Regiments
laut Divisionsbefehl auf Höhe 294 südlich des Ortes eine
gedeckte Bereitstellung einzunehmen. Über aufgeweichten
Lehmboden ging es Schritt für Schritt die steile Höhe
hinauf, die uns zugewiesen war. Besonders schwer fiel
dieser letzte Teil unserer Strapazen eigentlich nur mir.
Und das kam so: Bei unserem Einmarsch in Mairy,
nachts 2 Uhr, entdeckte ich freudestrahlend ein kümmerlich
erleuchtetes Fensterchen, von dem man wohl auf einen
kleinen Kramladen im Innern schließen mochte. Ich
hatte natürlich nichts Eiligeres zu tun, als in höchst eigener
Person meinen Vermutungen an Ort und Stelle nach-
zugehen. Und siehe da, auf einem unordentlich durch-
einandergeworfenen Haufen leerer Kisten, Dosen, Schub-
laden und Gläser thronte ein altes, verhuzeltes Männ-
chen und suchte den kümmerlichen Rest seiner von den
eigenen Landsleuten geplünderten Habe mit allem Nach-
druck zu Höchstpreisen meistbietend zu versteigern. Da

mich aber ein gebieterisches Pflichtbewußtsein davon abhielt, diese äußerst romantische Szenerie nachts 2 Uhr in Mairy voll und ganz zu genießen, begnügte ich mich damit, in aller Eile einige noch übriggebliebene weiße Tonpfeifen für meine Leute und für mich die letzten zwei Keks- und Bonbondosen spottbillig zu erhandeln und wanderte nun, reichbeladen mit dieser Beute, zuerst nach Amblimont, benutzte dort die Keksdose als Kopfkissen auf der Chaussee und schleppte dann, wie schon angedeutet, gegen 5 Uhr morgens mein neues Handgepäck die äußerst lehmige Höhe 294 herauf.

Als wir dann oben angelangt waren und im Schutze einiger schrapnellssicherer Abhänge Halt machten, boten mir einige Stunden der Muße genügend Zeit, über diese meinen luftulichen Genüssen geleisteten Srondienste des längeren nachzudenken.

Aber zu einem ordentlichen Schlummerstündchen kam es doch nicht. Wie aus unersättlichen Quellen strömte der Regen vom bleiernen Himmel hernieder und spottete geradezu unseren Bemühungen, mit Hilfe von Zeltbahn und Umhang ein trockenes Lager zu schaffen. Als die erste Erschöpfung gewichen war, sprangen wir auf und verschafften uns wohltuende Bewegung. Zum Glück trafen noch im Laufe des Vormittags die aus den Fuhrparkkolonnen ergänzten Lebensmittelwagen in der Nähe unserer Stellung ein und wurden durch Mannschaft des Bataillons auf Feldküchen entladen. Das gab dann wieder ein glänzendes Mittagessen: Reisuppe und Hammelfleisch mit allerhand Gemüse; dazu

Zwiebad, Kommißbrot und als Nachtiſch noch „ſchwarzen Mokka“ mit Keks und Bonbons. Wer dachte danach noch an all die Strapazen und Entbehrungen der letzten 24 Stunden?

So stärkten wir uns zu neuen Taten, die auch nicht lange auf ſich warten laſſen ſollten. Unſere Artillerie war bereits in Stellung gefahren, um auf alle Fälle bei dem unaufhaltſamen Vorgehen unſerer Nachbarverbände mit eingreifen zu können. Tatenlos ſtand ſie aber vorläufig da und wir machten uns das Vergnügen, an den Beobachtungsſtänden auf der Bergestuppe das weit hingedehte, herrliche Tal der Maas, ſo gut es eben die trübe Witterung zuließ, durch das Scherenfernrohr in Augenschein zu nehmen.

Um 2 Uhr mittags wurde vormarſchiert. In geſchloſſener Kolonne ging es den Höhenrücken in weſtlicher Richtung hinunter, auf Villers-devant-Mouzon zu. Ganz ohne Zwiſchenfall ſollte aber vorläufig der Übergang über die Maas nicht ſtattfinden. Kaum waren wir auf der großen Chausſee Doucy—Mouzon, die parallel zum Flußbette verläuft, in Höhe der von den Pionieren im Bau befindlichen Brücke angelangt und hatten dort auf einer Wieſe Halt gemacht, um dem Brigade-Regiment Platz zu machen, als ſchon ein mörderiſches feindliches Feuer vom jenseitigen Ufer losbrach und die Pioniere in ihrer Arbeit ſehr gefährdete. Aber da geſchah etwas Großartiges: Ohne höheren Befehl abzuwarten, ſprengte ein Hauptmann der Artillerie an ſeiner flankierenden, in Marſchkolonne daherziehenden Batterie entlang; ein

dröhnendes Kommando — und schon galoppierten die Pferde an; die Batterie prokte rechts der Straße mit allen sechs Geschützen auf freiem, offenem Gelände ab, und ehe noch zwei volle Minuten vergangen waren, trachte schon die erste Lage und zischend schlugen die ersten Schrapnells, mit großartiger Sprengpunktlage, am jenseitigen Waldrande ein. Ich stand dicht hinter der Batterie auf dem erhöhten Damme der Chaussee und sah diesem herrlichen Schauspiel zu. Schon entwickelte sich auch das 1. Bataillon unseres Brigade-Regiments gegen das Ufer, um den Pionieren zu Hilfe zu kommen; aber die eingesezte Unterstützung war nicht mehr notwendig. Die Batterie hatte in zehn Minuten das ganze feindliche Feuer zum Schweigen gebracht, so daß unser Regiment bereits in geschlossener Ordnung über der auf Pontons gebauten Laufbrücke der Pioniere die Maas überschreiten konnte.

In Villers bogen wir nach Süden ab, auf Ruffy zu, das bereits von deutschen Truppen genommen war. Zahllose gefangene Franzosen, darunter mehrere Offiziere, wurden zurückgebracht. Am Westausgang des Ortes erhielt das Bataillon den Auftrag, die im weiteren westlichen Verlaufe liegenden Wälder abzusuchen, eine Aufgabe, deren Lösung gar nicht so einfach war, da die bezeichneten Waldstücke mit dichtem Unterholz besetzt und schwer zugänglich waren. Eine Kompagnie wurde außerdem zur Deckung der Gefechtsbagage unserer Brigade zurückgelassen. In dichter Schützenkette gingen wir etwa zwei Kilometer in westlicher Richtung im Walde vor und fädelten uns, als die Dunkelheit herein-

brach, bei Autrecourt auf der großen Straße Autrecourt—Raucourt in die Marschkolonne der Division ein, die ihren Vormarsch noch in der Nacht auf Raucourt fortsetzen wollte.

Aber schon diese Nacht vom Donnerstag auf Freitag (27.—28. August) brachte uns die Vorboten der kommenden Schlacht.

Raucourt

28. August 1914

Mit ungewöhnlicher Schnelle waren die letzten scheidenden Glutten der Abendsonne am Horizonte untergegangen, und auch der Dämmerung unruhig flatterndes Zwiellicht nahm sich kaum Zeit, uns an die nun einbrechende Finsternis ringsum gewöhnen zu lassen. Eilig verschwand sie hinter den dichten hohen Fichtenwäldungen, die unsere Chaussee eingrenzten, um den tiefschwarzen Schatten der sternlosen Nacht Platz zu machen. Kaum, daß man die Breite der ausgezeichneten Fahrstraße mit einem Blick hätte erfassen können — ja die hohen Wipfel der Bäume gingen sogar in die dunkle Tönung des Himmels unterschiedslos unter.

Es war eine Nacht, wie geschaffen zu listigem, lauerndem Überfall.

Ruhig und gleichmäßig, mit dem bestimmten Ziel Raucourt wand sich der lange Heereswurm der Division den Biegungen der Straße nach Westen entlang: vorn unsere Dragoner als Kavalleriespitze, dann Infanterie, Pioniere, Artillerie, Maschinengewehre, zu drei Vierteln nach vorwärts der Stab, hoch zu Pferde.

Marschordnung!

Gerade hatten wir die Biegung verlassen, die uns etwas nordwärts führte — auf die später so bedeutsame Ferme Nouveau Montjoie hin —, als wir plötzlich ein ohrenbetäubendes Gewehrfeuer vernahmen: von oben, von unten, von vorn, von rechts und von links piffen

die Kugeln, die Straße abfegend, an uns vorbei. Dröhnend hallte des Feuers Widerklang an den Stämmen des Waldes, ballte sich zusammen zu droffelnden Schlägen und pflanzte sich weitschallend durch die erschauernde Nacht, von Welle zu Welle jagend, fort. Es war, als ob einem der entfesselte Schall allein den Atem rauben könne für Sekunden.

Es war ein Prüfstein für die Disziplin der Massen — für die Verantwortung der Unterführer. Und an diesem Prüfstein zerschellte List und Tücke des Feindes, der seine besten Jägerkompagnien im Walde verborgen gehalten hatte.

Weniger als der Bruchteil einer Sekunde war vergangen — das menschliche Wahrnehmungsvermögen reicht für solch kurze Spanne Zeit nicht aus — und schon klangen die abgerissenen Kommandos, instinktiv, und doch durch eiserne Disziplin zu Geistesgegenwart erzogen: „Nach rechts und links in den Chausseeegraben — marsch marsch!“ Wieder eine Sekunde, und nur die Fahrzeuge standen noch auf der verlassenen Straße.

Noch immer aber tobte mit unverminderter Kraft das Feuer. Und da sehe ich noch, wie der tapfere, uns leider zu früh entriessene Leutnant Graf D. . . den Höllenlärm mit dem Befehl übertönt: „Gewehre frei!“, das eine mitten auf die Chaussee aufstellt und sein Maschinengewehr selbst bedient.

Schnellfeuer! 500 Schuß in der Minute. Blindlings, nach rechts und links in den Wald hinein. Und als das Kühlwasser zu dampfen anfing — der Patronengurt abgelaufen war, wurde es still umher, totenstill.

Als ob nur ein Hirngespinnst von Schredschüssen den tosenden Tumult veranlaßt hätte.

Aber Menschen sind leichter zu lenken als Pferde. Es war nur zu natürlich, daß sich der scheugewordenen Tiere eine Aufregung bemächtigte, die von Menschenhand nicht zu meistern war. Wildschäumend zogen sie an den Fesseln ihrer Fahrzeuge, rissen sich in blindem Schrecken los, jagten vor und zurück und verschlimmerten die Lage; quergestellte Fahrzeuge, aufgebäumte Deichseln und schwerverwundete Pferde am Boden sperreten zunächst die Straße. Aber dank des energischen Eingreifens aller Offiziere wurde auch hier die Ruhe und Ordnung in kürzester Frist wiederhergestellt, starke Schützenketten als Sicherung in der Front und Flanke aufgestellt und der Befehl gegeben, in der alten Marschordnung an Ort und Stelle das sehnsüchtig erhoffte Tageslicht abzuwarten.

Bald lag alles beiderseits der Chaussee in tiefstem Schlummer in den Gräben; quer durcheinander ruhten die Leute in friedlichstem Schlafe auf dem harten Boden, manch einer die Füße seines Nachbarn als Kopfkissen benutzend. Einige Waghalsige krochen sogar ein Stück in den schützenden Wald hinein und machten sich's auf irgendeinem moosigen Plätzchen gemütlich. Das war eben Soldatenbrauch, und wenn es befohlen wird, so wird eben geschlafen, als ob man sich in seiner Kaserne befände.

Nicht lange hielten mich Morpheus' Arme umfassen. Ein feiner Regen hatte eingesetzt und sickerte allmählich auch durch den Mantel durch. Rasch sprang ich hoch

und sah auf die Uhr: noch eine Stunde bis zu Tagesanbruch. Wenn alles klappte, mußte der gute Feldküchenmeister sein brodelndes Morgengetränk bereits fertiggestellt haben. Und so wanderte ich kurz entschlossen an der langen Wagenreihe vorbei zurück zur Gefechtsbagage, die am Westrand von Autrecourt hielt. Ich hatte mich nicht getäuscht: schmunzelnd wurde mir der Becher heißen Kaffees gereicht — ein Stück Kandiszucker aus der Tasche und ein Happen des herrlichen Kommißbrotcs vervollständigten das frugale erste Frühstück.

Kaum zu meiner Kompanie zurückgekehrt, wurden schon die Langschläfer alarmiert. Befehl: In einer halben Stunde ist die Division marschbereit. Frührot war die Sonne hinter der dichten Waldkuppe aufgestiegen, der fröstelnde Nebel stieg langsam aus dem Grunde empor und zerstob in den zitternden Äther; über den Wipfeln der Bäume aber flammte das junge Tageslicht siegreich hervor und sandte seine sonnigen Grüße auf die tapfere Schar, die zum Aufbruch rüstete. Schnell waren die Feldküchen auf der linken Seite der Chaussee zu ihren Formationen herangefahren — ebenso schnell kehrten sie wieder an das Ende der langen Kolonne zurück.

Um 6 Uhr setzten sich die Regimenter in Bewegung, dem alten Marschziele Raucourt entgegen. Aber der Bois Chenois wollte sich auch jetzt nicht dem Eroberer kampflos beugen. Dunkel und verschleiernnd, schützend und heimlich bergend, verhüllte er die starken Kräfte, die sich hier auf den westlichen Maashöhen vereinigt

hatten, um dem Kühnen Vorwärtsdringen des unerbittlichen Gegners Einhalt zu gebieten; und aus kleinen, unscheinbaren Waldgefechten entwickelte sich im Laufe des 28. August jene große Schlacht der IV. Armee, die für unsere hessische Division im besonderen zur Schlacht von Raucourt-Haraucourt wurde.

Wir waren kaum etwas über einen Kilometer vormarschiert, als die Spitze der Division wiederum ein konzentrisches Feuer von allen Seiten des eingrenzenden Waldes erhielt. Aber nun waren wir vorbereitet — nun war es heller, lichter Tag — nun konnte man zielen. Und im Nu waren auch schon die Verbände entfaltet und gelangten im Walde zur Entwicklung. „1. Bataillon links der Chaussee, G.=S. anschließend nach links; 2. in Reserve, vorläufig zur Verfügung des Regimentskommandeurs.“ Und schon waren die Adjutanten von ihren Säulen gesprungen und rasten in das dicke Gestrüpp hinein, um nach Anordnung ihrer Bataillonskommandeure die Kompagnien anzusetzen. Aber es war keine leichte Aufgabe, die unser harrte. Das dicke Unterholz des höchstämmigen Waldes erschwerte nicht allein das Vorwärtskommen, sondern auch in reichlichem Maße die Übersicht und die Fühlung der einzelnen Kompagnien. Zudem hatte sich der Gegner auf Baumkronen eingenistet und schoß mit zäher Genauigkeit auf den vordringenden Feind.

Die Hälfte der Leute lugte scharf nach oben; einen Augenblick hielt die Schützenlinie inne; eine Salve nach oben, und vier oder fünf leblose Körper stürzten in schwerem, dumpfem Krache zu Boden, Äste und Zweige

beim Falle mit sich reißend. Wütend erscholl das langanhaltende brausende „Hurra“ unserer Leute, die mit aufgepflanztem Bajonett vorstießen und hie und da auf Befehl ihrer Führer zu kurzer Feuertätigkeit sich hinwarfen.

So brauste die Schlacht durch den Wald; mächtig hallte das Siegesgeschrei wider in tausendfachem Echo, diese zu verdoppelten und verdreifachten Kräften anfachend, jenen frischen Mut und Zuversicht einflößend. Nach zweistündigem Kampfe waren wir bis zum jenseitigen Waldrand durchgestoßen — manch einen hatte wohl eine tödliche Kugel von oben herab zu Boden gestreckt, aber in unaufhaltsamem Vorwärts war der Wald gesäubert — der Feind zurückgetrieben.

Nun lagen wir zwanzig Meter vom Waldrand entfernt, noch in guter Deckung, in Schützenlinien, und verschnauften ein wenig. Vor uns ein weites, offenes Feld, hoch mit Korn bestanden, durch das der Feind zurückgeflutet war. Darüber hinaus aber erkannte man in scharf abgezeichneten Konturen die breiten Höhenrücken westlich Raucourt. Was tun? Befehle hatte ich keine und glaubte auch keine erwarten zu können. Ich ahnte ja damals nicht, daß der Bataillonsadjutant, der uns die Anordnungen des Regiments überbringen sollte: „Bis zum Waldrande vortreten und dort eingraben; vorläufig nicht weiter“, — auf dem Wege zu uns von einer Schrapnellkugel durchs Herz tödlich getroffen war und schon in dem kühlen Schatten einer hohen Baumgruppe ausruhte für immer — noch im Tode das Lächeln auf dem Munde, das ihm eigen war.

Aber auch die uns nördlich begrenzenden Kompagnien und Bataillone hatten Stunden schwerer, mit äußerster Erbitterung geführter Teilkämpfe, die sich von der Ferme Nouveau Montjoie nach Haraucourt hinzogen. Lichterloh brannte die Ferme im schweren Aufschlag feindlicher Granaten und im Schatten ihres Feuer Scheins, dicht dabei im Walde standen unsere Brandenburger und sandten ihre ehernen Grüße zum Feinde hinüber.

Da vernahm ich rechts eigenes Maschinengewehrfeuer — in rasendem Tempo spien sechs Gewehre am Waldrande ihre vernichtende Saat auf den Gegner, den man, in weiter Ferne noch, an den Höhen von Raucourt zur Verstärkung heraneilen sah. Das bestimmte mich. Nach rechts und links brüllte ein jeder, den Lärm über tönend: „Der nächste Sprung geht über den Waldrand hinaus in das offene Feld.“ Eine Minute zum Durchsagen, dann kam das Kommando: „Ganze Kompagnie Sprung — Auf marsch marsch!“

Und durch waren wir. In rasendem Galopp ging es das abschüssige Feld herunter. Kugeln piffen um die Ohren. „Stellung!“ Hundert Meter vor dem Waldrande warfen wir uns hin. Glas vor und Neuorientierung. Aha — sechshundert Meter weiter ein neues Waldstück, der Bois de Cogneux, Oststrand stark besetzt. Und wieder ein neues Kommando: „Geradeaus Waldrand stark besetzt — Disier . . . sechshundert — Schü—ßen—feu—er!“

Kaum sind die ersten Schüsse aus dem Laufe heraus, geschieht etwas Seltsames: ein=, zwei=, drei=, viermal

ein kurzes, schneidendes Pfeifen über unsere Köpfe hinweg; und dann vier dumpfe krachende Aufschläge. Ich drehe mich liegend um: hundert Meter hinter uns, am Waldbrande, wo wir eben gelegen hatten, vier hohe braune Erdsäulen, Granaten. Es sind die ersten im Feldzuge auf solche Nähe, aber ich weiß, was sie zu bedeuten haben und werde auf einmal viel ruhiger. Mein Entfernungsschätzer brüllt mir zu: „Drüben auf der jenseitigen Höhe eine schwere Batterie, die uns wahrscheinlich erkannt hat!“ Ich nicde.

Die zweite Lage folgt: fünfzig Meter kürzer. Wir müssen vor, war mein einziger Gedanke, und schon bringt uns der nächste Sprung um hundertfünfzig Meter weiter. Von vorne und der linken Flanke rasendes Infanterie- und Maschinengewehrfeuer, im Rücken die schweren Granaten. Mit dem ersteren werden wir fertig, mit dem zweiten nicht. Und so führt mein Feldwebel die Feuerleitung nach vorne, während ich, mit dem Rücken zum Feinde liegend, das Vorgehen der Kompagnie nach den Granaten regele, die uns auf den Fersen sind.

So stürmen wir ruckweise vor. Als wir am Bois de Cogneux ankommen, hat sich der Feind geschlagen zurückgezogen. Aber ich habe kaum mehr wie hundert Leute bei mir. Winterverbindung nach rückwärts klärt mich darüber auf, daß ich teilsförmig vorgegangen bin, daß aber in den Waldstücken nördlich der Straße Autrecourt—Raucourt ein Bataillon im Vorgehen begriffen sei. Bis 6 Uhr abends habe ich Verbindung mit ihm aufgenommen und gegen 7 Uhr erscheinen links von mir Teile unserer Nachbardivision. Ununterbrochen aber währt die Feuer-

tätigkeit der Artillerie und Infanterie bis zur einbrechenden Dunkelheit.

Noch in der Dämmerung stellte eine schneidige Patrouille fest: „Raucourt frei vom Feinde!“ Und todmüde sanken wir in dunkler Nacht in die Gräben, die das Ziel unserer siegreichen Kämpfe, das Ziel des neu errungenen und fest behaupteten Geländes kennzeichneten.

Don der Aisne zum Rhein-Marne-Kanal

Es war in Salaise, südöstlich Douziers, als wir uns am Donnerstag, den 3. September, früh um 5³⁰ versammelten. Die Nachtruhe — wenn man überhaupt von einer solchen reden konnte — war nicht ungestört verlaufen. Todmüde, mit Aufbietung der letzten Kräfte, waren wir nachts um 12 Uhr eingerückt und hatten auf einer Wiese nördlich des Dorfes Biwat bezogen; und die Mannschaften, deren letzte Energiequelle nun erschöpft war, sanken um wie die Puppen, die ihr stabiles Gleichgewicht verloren haben. Auch wir Offiziere wollten, als der Befehl zum Übergang zur Ruhe gegeben war, den Leuten nicht unnötigerweise kostbare Minuten ihres wohlverdienten Schlafes nehmen und ließen sie gewähren. Aber künftige Erfahrung lehrte uns doch, daß in den taktisch irgendwie möglichen Lagen die kurze Zeit, die ein Aufbauen der Zelte erfordert, in anderer Weise den Leuten hundertfältig zugute kommt. Stroh war leider nur in geringen Mengen vorhanden und selbst Zeltbahn, wollene Decke, Mantel und Umhang vermochten der feuchten Kälte nicht wirksam entgegenzutreten, die aus dem nebligen Wiesengrunde aufstieg. Szierend und steif in allen Gliedern erhob ich mich am frühen Morgen von dem harten Lager, und es war gut, daß die kurze Zeit vom Wecken bis zum Abmarsch weitere Gedanken über den Mißstand solcher Lage abschchnitt. Aber noch nie habe ich mit größerem Behagen den heißen schwarzen Kaffee, in dem die schlecht verriebenen Bohnen die größte Rolle spielten, geschlürft, als an diesem Morgen;

es war sogar mehr als die satte Zufriedenheit und das wohlige Behagen des Feinschmeckers, das ich in diesem Augenblick empfand, und das mich wieder munter machte für den ganzen kommenden Tag. O, du dreimal gesegnete Feldküche, die du, gleich einer Riesen-Thermosflasche, in deinem dickleibigen Kessel die warme nährhafte Speise aufbewahrst, bis der müde, hungrige Krieger zu dir gelangen kann; die du den warmen Trank darbietest, jeglicher Kälte in eisiger Morgenstunde zum Troste; dir sollte ein poetischer Geist einen Hymnus voll von Lob und Dank widmen!

Schnell noch einen Happen von dem schwarzen Kommißbrot abgeschnitten und einen Löffel der herrlichen Erdbeermarmelade dazu, die ich in einem halbverfallenen Keller in Belleville requiriert hatte — aber o Graus, der wohlgenährte Küchenchef erklärte nach eiligem Suchen den Topf für verschwunden, ja für spurlos verschwunden. In solchen Fällen hilft fast immer die Drohung mit Absetzen von diesem ertragreichen Posten; denn schon am nächsten Tage konnte ich nach Belieben Erdbeermarmelade zu meinem „ersten Frühstück“ genießen.

Genau 5⁵⁰ morgens marschierten wir in südlicher Richtung ab. Märchenhaft wogte der dicke Morgennebel auf und ab, der das uns zu Füßen liegende Aisnetal erfüllte. Wie ein Traumgebilde zerrissen seine Schleier und in die dünnen, offenen Streifen drang der Blick bis in weite, weite Fernen, und es kam mir vor, als läge das unendliche Meer dahinter, ein Bild, das die fernen Tage von Rapallo wieder in meinem Gedächtnis vorbeiziehen ließ.

Langsam, mit vielen Störungen, fädelte sich das Bataillon in die Marschkolonne der Division ein, den Anfang des Gros bildend. Kurz nach einem scharfen Knie in der Chaussee, dicht westlich Primat, überschritten wir die Aisne, um die wir tags zuvor, aber nur kurz gekämpft hatten. Es waren ja nur Nachhutgefechte der feindlichen Armee gewesen, und zu unserer Freude und großen Überraschung fanden wir die steinerne Brücke, die hier die beiden Ufer verbindet, vollkommen unverfehrt. Das ließ auf den Zustand des feindlichen Rückzuges schließen. Die Aisne ist an dieser Stelle schon ziemlich breit und würde einem brückenlosen Übergang großer Truppenmassen erheblichen Widerstand entgegensetzen.

Ein grausiger Anblick bot sich uns dar, als wir durch das reizend gelegene Dörfchen Savigny-sur-Aisne gekommen waren und nun in genau südlicher Richtung auf Brières vorgingen: mitten auf dem engen Fahrwege lagen zwei verlassene Munitionswagen der französischen Feldartillerie, die Pferde noch am Geschirr, aber tot — die Leichen der Bedienungsmannschaften daneben — die Fahrzeuge vollkommen zertrümmert. Eine 1,50 Meter tiefe, trichterförmige Höhle in der chausseierten Straße wies auf einen Volltreffer unserer schweren Artillerie hin. Und man könnte staunen ob solcher verheerenden Wirkung, wenn man nicht selbst schon ein klein wenig abgestumpft wäre. Und das ist gut so!

In Glut und Sonnenhitze geht es weiter; unbarmherzig fallen die goldgelben Strahlen fast senkrecht auf uns hernieder und beschweren den trägen Schritt. Staub-

wolken wirbeln auf unter dem wuchtigen Tritt der voraneilenden Massen, unter den Hufen der strammen Pferde und bleiben träge in der unteren Luftschicht hängen, die lange Kolonne in ein einzig graues Meer einhüllend. Der Atem wird schwerer. Vergebens, daß die Kompagnien und Bataillone ihre Abstände voneinander vergrößern — der Staub bleibt — die Hitze läßt nicht nach und nur das Trägheitsgesetz treibt noch die Masse an, gibt ihr Bewegung.

Durch große, menschenleere Dörfer führt der Weg, die vor Dred starren; keine freundlichen Bewohner trifft man, die mit einem köstlichen frischen Trunk in hohen Eimern die durchziehenden Truppen laben. Wer noch zurückgeblieben ist, hat sich in die Keller versteckt oder brütet Unheil. So geht es durch Brières — durch Brécy — durch Challerange und dort über den wichtigen Kreuzungspunkt der großen Bahnen Douzières—St. Ménehould und Bazancourt—Grandpré. Auch an einem reizenden Schloßchen — heil und unversehrt, welch Wunder! — sind wir in dem letzten Orte vorbeigekommen; still und friedlich lag der alte herrschaftliche Bau, der wohl aus der Zeit des sterbenden Rokoko stammen mochte, inmitten seines dunkelgrünen Parkes mit den hohen Gängen und Säulenwegen da und sprach zu mir eine eindringliche Sprache — die Sprache der Heimat!

Es ist um die Mittagszeit, wir rasten ganz dicht neben den kleinen Waldstücken nördlich Séchault. Versprengte Nachzügler des Feindes sollen sich hier aufhalten und starke Patrouillen suchen das bedeckte Gelände ab. Die Selbstkuchen, die sich stets bei der Gefechtsbagage hinter

ihrem Truppenteil befinden, fahren zu ihren Kompagnien und zugweise wird nun das Essen ausgegeben. Im Schatten einer alten Buche finde ich ein reizendes Plätzchen, und im Nu haben mich Morpheus' Arme umfangen. Ach, wie das doch wohl tut, so ein kurzer, traumloser Schlaf! Das ist eine der wichtigsten Notwendigkeiten, die man sich aneignet, zu jeder Zeit — in jeder Lage die Energieverteilung der menschlichen Maschine ausgleichen zu können; der Feldzug mit seinen Strapazen und Entbehrungen ist wohl der beste Lehrmeister in dieser Beziehung.

Ein rauher Griff meines Kameraden M. bringt mich zur Wirklichkeit zurück.

„Stillgestanden. — Das Gewehr — über. Ohne Tritt — marsch!“

Und lachend erzählt er mir, daß er inzwischen großartig zu Mittag gespeist habe. Ein leises Knurren meines neidischen Magens — allzusehr darf man doch auch im Kriege seine Kinderstube nicht verleugnen — war die Antwort darauf.

Um 1 Uhr mittags trafen wir in Bouconville ein. Hier wurde laut Divisionsbefehl eine dreistündige Ruhepause angeordnet, die uns natürlich hochwillkommen war. Der Grund war der, daß wir, um uns auf der großen Vormarschstraße Douziers—St. Ménehould einzufädeln zu können, erst den Durchmarsch der 21. Division abwarten mußten.

Am Südausgang des Dorfes wurde Halt gemacht und unserm Bataillon eine mit Obstbäumen bepflanzte und umfriedigte Wiese zugeteilt. Im Nu waren Tor-

nister und Satteltaschen von den Geldbüchsen herunter — Stühle und Tische, Waschbecken und Eimer wurden von den findigen Burschen aus den naheliegenden Häusern herbeigeschleppt und binnen wenigen Minuten war ein reizendes Idyll zustande gekommen. Ein Barbier und Haarschneidekünstler meiner Kompagnie gesellte sich zu unserem fröhlichen „Toiletten-Verein“ und wetteiferte zu konkurrenzlosen Preisen mit meinem selbst zu bedienenden Gillette-Apparat.

Wie neugeboren fühlten wir uns nach diesem Bade im Freien, und als wir kurz darauf um eine Flasche guten Chateau La Roche, eines 93ers, im Kreise herumsaßen, hatten wir alle vorangegangenen Strapazen vergessen und waren in bester Stimmung. Zwar konnten wir noch keine rechte Erklärung für dieses plötzliche Abschwanken nach Süden und die damit verbundenen Maßnahmen finden — versucht man doch immer, auch die großen strategischen Operationen im Rahmen des Ganzen zu erfassen; doch riefen die gerade neu eingetroffenen Nachrichten von der Einnahme von Civet sowie sämtlicher Sperrbefestigungen im nördlichen Frankreich, ferner von den kühnen Kavalleriezügen der I. Armee, die bis dicht vor Paris streifen sollten, ungeheuren Jubel bei uns hervor.

Nur zu bald war die angelegte Frist verstrichen; der Befehl zum Weitermarsch wurde gegeben und der lange Koloß setzte sich wieder in Bewegung. Aber weit kamen wir vorläufig nicht, denn die Bagage der 21. Division zog noch in langen endlosen Reihen an uns vorüber und noch eine geraume Stunde warteten wir auf dem Geld-

wege, der Bouconville mit der großen Chaussee verbindet.

Ein interessanter Anblick bot sich uns hier. In langem Aufbau, den Weg begrenzend, lag da fassadenartig Strohhütte an Strohhütte — klein in ihren Abmessungen, doch groß genug, um gegen die Unbill der Witterung zu schützen. Und so weit das Auge schauen konnte, auf der flachen Hochfläche ungeordnetes, wild durcheinandergeworfenes Stroh: ein verlassenes Lager der Franzosen! Man mußte diese eilige und doch fast minutiöse Arbeit bewundern, wie aus trockenen Reisern, aufgeworfener Erde und Stroh ein solch dichtes und festes Hüttenlager entsteht — denn Zeltbahnen haben ja die Franzosen bekanntlich nicht. — Aber alle Schritt lang stieß man auf eine leere Weinflasche — dort lagen auf einem Haufen zahllose abgerupfte Federn von Geflügel und die Kochlöcher mit ihren schwarzverkohnten Holzschichten, die man allenthalben sah, bestärkten den Eindruck, daß die Franzosen noch recht wenig Bekanntschaft mit ihrer „cuisine roulante“ gemacht haben.

Auch Sanitätsmannschaften traf ich dort an, und es waren zum Teil ganz grausige Schilderungen, die sie mir von den rückwärtigen Teilen unserer Schlachtfelder gaben. Wie gut doch, daß die vorstürmende Truppe, immer den Siegesgedanken vor Augen, nichts weiß von dem furchtbaren Schlachtenelend in ihrem Rücken. —

Es war schon gegen 5 Uhr nachmittags geworden, als die Division zum endgültigen Vormarsch nach Süden antrat. Der großen Heeresstraße folgend gelangten wir über Cernay-en-Dormois nach Ville-sur-Turbe. Hier

traf uns der Divisionsbefehl zum Übergang zur Ruhe, demzufolge das Regiment für die Nacht in Virginy Quartiere beziehen sollte. Wir bogen also kurz hinter dem letztgenannten Orte nach Westen ab und erreichten gegen 7 $\frac{1}{2}$ Uhr abends unseren Bestimmungsort.

Große Vorsicht bei der Unterkunft war geboten, da der Feind noch am Tage zuvor hier gehaust hatte und auch die Zivilbevölkerung nicht sehr vertrauenerweckend war. Ein Dragoner unseres Divisionskavallerie-Regiments, der schon am Morgen dieses Tages zur Erkundung der Ortschaft auf Patrouille vorgeschickt worden war und nun noch immer neben der Chaussee mit nachweislich zwanzig Gewehrschüssen tot dalag, redete eine zu eindringliche Sprache, als daß sie überhört werden konnte.

Wir fanden ein annehmbares Zimmer — seit Wochen wieder endlich einmal ein Dach über unserem Haupte — und legten uns bald, nachdem für die Mannschaften gesorgt worden war, zur wohlverdienten Ruhe.

Ein Held

Wir lagen vor dem Rhein-Marne-Kanal. Die Situation am Morgen des 7. September war folgende: Das Regiment war in dem ihm zugewiesenen Abschnitte (rechts begrenzt durch die Straße Aliancelles—Sermaizelles-Bains) mit zwei Bataillonen in vorderer Linie vorgegangen und hatte sich tags zuvor bis auf etwa achthundert Meter an den Kanal herangearbeitet. Das 3. Garde-Füsiliers-Bataillon unter Führung des Hauptmanns Frhr. zu P. lag in einem kleinen Waldstücke an der Brücke über den Saulz-Fluß in Reserve, gedeckt gegen die eifrig einsetzende Fliegererkundung des Gegners.

Wir wußten: der heutige Tag bringt uns den Sturm auf den Kanal. Schon in aller Frühe kam ein Artillerieoffizier unseres Korps-Regiments im Galopp an unsere Stabsstelle herangesprengt, um sich über den Stand der vorderen Infanterielinie zu erkundigen. Ein Stellungswechsel nach vorn war beabsichtigt. Wir riefen: „Herunter von der Straße, sie liegt dauernd unter gut eingeschossenem Infanteriefeuer!“ Aber das kümmerte ihn wenig. Schon sprengte er wieder im Galopp vor, um seinen Auftrag zu erledigen, ungeachtet eines prasselnden Geschosshagels, dem wir uns jetzt kaum entziehen konnten.

Wir lagen und beobachteten im Chausseegraben. Tatsächlich — wie der leibhaftige Teufel kam die Batterie auf der Straße dahergebraust. Keine Kugel traf die schnaubenden Pferde, die unter Schenkeldruck und Peitsche ihr Letztes hergaben. Und schon nach wenigen Minuten krachte der erste Schuß.

Gerade wollte ich, auf allen vieren zurückfiehend, über diese großartige Unterstützung berichten, als ich vor mir, in den letzten Zweigen des Gebüsches, einen Offizier wahrte, den ich im Augenblick nicht zu kennen glaubte.

Donnerwetter — ja — das war doch der Oberhofmarschall des Großherzogs! Majorsuniform — feldgrau! Aber ehe ich Zeit hatte, mich über das Wie? Woher? Warum? zu erkundigen, vernahm ich die markigen Worte des Regimentskommandeurs: „Soeben hat die Division den allgemeinen Angriff befohlen; Major Frhr. v. U. St. übernimmt die Führung des G. S. Bataillons!“

Ich sah nach der Zeit: 2 Uhr mittags! Und schon ging es los. Sprungweise kam das Bataillon vor, zunächst bis in die vorderste Stellung, und von hier nach kurzer Rast weiter, die letzten achthundert Meter durch flache Rübenfelder, begleitet vom Segen feindlicher Granaten.

Ja, ich entsinne mich dessen noch genau: zwanzig Meter ungefähr lag ich vom Major entfernt. Ich hörte ihn rufen, und zu halber Größe mich erhebend überschreie ich das Knattern der Gewehre: „Was meinen Herr Major?“ Und schon war er aufgesprungen mit gezogenem Säbel: „Ich habe nichts gemeint, ich befehle!“ Es hat mir Mühe gekostet, ihn mit meinen jungen Beinen beim Sturm zu überholen.

Um 6,30 abends war der Kanal gestürmt. Das Bataillon zog in Sermaize ein, stieß durch den brennenden, an manchen Stellen einem Trümmerhaufen

gleichenden Ort durch und hielt bis zur eintretenden Dunkelheit mit Teilen die Höhen südwestlich davon besetzt.

Schon der nächste Tag brachte uns erneute schwere Kämpfe. Für 6 Uhr früh war der Vormarsch der Division auf der großen Straße Sermaize—Pargny—sur—Saulz festgesetzt. Das G.=S.=Bataillon des Regiments bildete den Vortrupp.

Aber weit kamen wir in dieser geschlossenen Marschordnung nicht. Schon bei dem in südlicher Richtung auf Tuilerie abbiegenden Wege begann von allen Seiten ein mörderisches Feuer, das das Bataillon sofort zur Entwidlung zwang. Und nun entwickelte sich ein im wahrsten Sinne des Wortes wütendes Gefecht gegen starke Übermacht. Deckung auf Deckung geschickt benützend, stürmten die Leute vor und gewannen zunächst den langgezogenen Höhenrücken einen Kilometer südöstlich Pargny, ihren Führer fast immer in vorderster Linie vor Augen. Stehend freihändig schossen sie hier auf den Feind, der seine wohlvorbereiteten Stellungen oft fluchtartig im Stiche ließ.

Das war der ruhmvolle Tag von Pargny. In der Nacht wurden starke Stellungen in der erreichten Linie ausgehoben. Hinter einem kleinen Wäldchen, bei der in Reserve gehaltenen 10. Kompagnie, war der Unterstand des Bataillonskommandeurs, klein, aber gemütlich. Und als ich mich nach angestrenzter Nachttätigkeit im hellen Sonnenmorgen gerade dorthin zur Ruhe legen wollte, sagte v. U.=St.: „Ich werde die vorderen Schützengräben besichtigen.“ Ich habe nicht ein zweites

Mal nach seiner „Meinung“ gefragt, sondern ihn nach vorne begleitet. Welches Glück! Kaum, daß wir in der Stellung der 12. Kompagnie angelangt waren, begann die feindliche Artillerie ein (ausnahmsweise) wohlgezieltes heftiges Feuer auf den schmalen Geländestreifen hinter dem Wäldchen, wo sie anscheinend unsere Artilleriestellungen vermutete. Und als wir gegen Mittag zu unserem Unterstand zurückkehren wollten, fanden wir ihn durch einen Volltreffer künstlich erweitert!

Am Abend dieses Tages traf ein neuer Divisionsbefehl ein, noch während der kommenden Nacht den zwölfhundert Meter vor der eigenen Stellung liegenden Ort Maurant-et-le-Montoy im Sturm zu nehmen und bei Tagesanbruch sich in Besitz der südlich gelegenen Höhen zu setzen.

Es war bewundernswert, wie Major v. U.=St. nach Ausgabe seines Bataillonsbefehls und nach mündlicher Besprechung mit den Kompagnieführern noch persönlich bis spät in die Nacht hinein die ganze Linie abschnitt und die für einen solchen Nachtangriff unbedingt erforderlichen sorgfältigen Maßnahmen traf und überwachte. Aber der stille Ernst, der sich durch ungewohnte Schweigsamkeit zu erkennen gab, sowie später das todesmutige Verhalten beim eigentlichen Sturm, gerade als wäre er der Jüngste einer, lassen für mich wohl einen Rückschluß darauf zu, daß er mit unfehlbar ahnender Sicherheit die Schwingen seines Schicksals hat über sich rauschen hören.

In der dritten Morgenstunde des 10. September be-

gann der Vormarsch zum Sturm. Den gezogenen Säbel in der Rechten, den Revolver in der linken Hand, schritt v. U.=St. an der Spitze der 10. Kompagnie. Im Handgemenge des Häuserkampfes verlor ich ihn. Später, am Westausgang des Dorfes, begegnete ich ihm wieder, als ich gerade mit einer gesammelten Kompagnie gegen einen starken Trupp Franzosen vorging. Dieser schloß sich v. U.=St. an, den Ansporn zum Hurrarufen gebend, und fiel dabei, durch einen Infanterieschuß durch den Kopf getroffen, heldenmütig. Ich bückte mich noch und fragte: „Wollen Herr Major noch einen Schluck Wasser haben?“ Da antwortete er noch schwach: „Nein, es ist nicht mehr nötig.“ Dann scheint er das Bewußtsein verloren zu haben.

Meine Pflicht rief mich wieder vor; andere Kameraden, die seine Leiche durch viele Granatsplitter fast bis zur Unkenntlichkeit verstümmelt vorfanden, haben ihm, dem tapferen Helden, eine letzte Ruhestätte in Feindeserde zuteil werden lassen.

Die Sturmnacht des Leibgarde-Regiments auf Maurupt-et-le-Monton

9./10. September 1914

Das Vorspiel:

Der 6. September.

Ich sitze hier, am Sonntagmorgen 10 Uhr im grünen, dichtbewachsenen Graben an der Chaussee von Vernancourt nach Villers-le-Sec. Ein Idyll! — Wir sind im Gros der Division und machen anscheinend einen längeren Halt.

Vor uns, in einer Entfernung von vier bis fünf Kilometern heftiger Kanonendonner und lebhaftes eigenes Maschinengewehrfeuer vernehmbar. Wahrscheinlich ist unsere Vorhut endlich auf die zurückflutenden Franzosen gestoßen und beginnt das Gefecht. Oder es ist eine Kavalleriedivision.

Aber das stört mich nicht im geringsten. Für einen alten Feldsoldaten gibt es nichts schöneres als den Kanonendonner!

Die Bataillonskommandeure sind vorgezogen. Radfahrer sausen vorüber, Meldereiter sprengen zurück mit wichtiger Nachricht. Die Haubitzenabteilung unseres Artillerieregiments wird im Trabe vorgezogen — ein Krachen, ein Dröhnen — ein Donnern — Staub und nichts wie Staub — Ernst und Aufregung auf den Gesichtern der leitenden Stellen!

Ich aber liege ruhig da, rauche meine Dattie, die ich noch gestern nacht dem Vorrat meines Koffers auf

unserem Packwagen entnommen habe, esse ein Stück trockenes Kommißbrot — was mir trefflich mundet — und lese die Frankfurter Zeitung vom 26. August. Das ist für uns hier draußen etwas E m i n e n t e s , heute am 6. September. — Ich lächle über all diese Lügengewebe fremder Nationen, diese bestialische Politik des perfiden Albions und sehe im Geiste die wuchtige deutsche Männerfaust über diesem kleinen Inselreiche schweben, bereit, jeden Augenblick das morsche Gebäude in Trümmer zu schlagen.

Aber lange dauert der Traum nicht; denn die schrille Kommandostimme „An die Gewehre!“ läßt auch den hochfahren, der ob der Anstrengungen des Marsches fest eingeschlummert auf Mutter Erde lag.

Die Regimenter — die Bataillone werden links heraus von der Marschstraße entfaltet. Wiesengelände, mit Pappeln und Erlen besetzt und von tiefen Gräben durchzogen, liegt vor uns. Rechts über uns, fast in unermesslicher Höhe pläzen die feindlichen Schrapnells und fallen wirkungslos zu Boden. Und wir lächeln über das nun zur Genüge bekannte Streuverfahren „ins Blinde“ und über die nutzlos vergeudete Munition des Gegners.

An einem Hange stellt sich das Bataillon auf, bereit auf einen Wink seines Führers, und man harret der Dinge, die da kommen sollen.

Das war der Beginn des großen Schauspiels, der Erstürmung des Rhein-Marne-Kanals, wie gewöhnlich an einem Sonntag. Die nun folgenden Akte zogen mit ungeahnter Schnelligkeit vorbei — in bunter Fülle

wechselten die Bilder der Gefechtsmomente, den Teilnehmer selbst in ihrer Mannigfaltigkeit verwirrend. Aber ich will wieder mein Tagebuch reden lassen.

Montag, den 7. September, mittags war's, um 1 Uhr. Wir lagen mit unserem Reservebataillon, mit den Garde-Füsiliern, an der Straße Aliances—Sermaize, links im Gebüsch bereit und gedeckt gegen die eifrig einsetzende Fliegererkundung des Gegners. Die beiden anderen Bataillone vorne eingegraben, und noch acht-hundert bis tausend Meter vom Kanal entfernt, im feindlichen Granatfeuer.

Um 2 Uhr wurde der Angriffsbefehl der Division ausgegeben. Nur wenige Minuten früher war der Oberhofmarschall des Großherzogs, Frhr. v. U.-St., angekommen und hatte die Führung des Garde-Füsiliersbataillons übernommen.

Ein heißes Ringen entspann sich, denn die jenseitigen Höhen waren vom Gegner wie bespickt; und daß der Franzose gute Verteidigungsanlagen zu schaffen weiß, das hatten die ersten Wochen schon ergeben. Das Angriffsfeld war schwierig: nasse Gräben, in denen man bis Hüfthöhe versank, geteilte Waldparzellen, die die freie Übersicht erschwerten — Drahtzaun über Drahtzaun. Aber unaufhaltsam, durch eigene heftige Artilleriewirkung unterstützt, schob sich der eiserne Keil unserer braven Leibgardisten vor.

Um 6 Uhr 30 Minuten hatten wir den Kanal überschritten. Sermaize war genommen. Und das Regiment zog durch die rauchenden und brennenden Trümmer der schönen Stadt.

Mitten auf der Straße kam mein Bursche mit einer Flasche „Grand vin de Champagne“ an, die er unter Schutt und Asche requiriert. Und wir tranken das schäumende Naß und unsere Nerven wurden wieder ruhiger.

D a s D r a m a :

Dem Übergang des Kanals bei Sermaize folgte am nächsten Tage der Sturm auf Pargny-sur-Saulz — durch die 21. Division — und der Kampf um die beherrschenden Höhen südlich dieser beiden Orte. In der Nacht vom 8. zum 9. September gruben wir uns nach deren Besitznahme dort ein, und diese Verteidigungslinie bildete die Basis für die neue große taktische Unternehmung.

Mein Tagebuch:

Am Mittwoch, den 9. September, abends 6 Uhr traf bei dem Führer des Regiments, Major v. N., ein Befehl der Division ein, noch während der kommenden Nacht den etwa fünfzehnhundert Meter vor unserer Stellung liegenden Ort Maurupt-et-le-Montoy im Sturm zu nehmen, um bei Tagesanbruch im Besitz der südlich dieses Ortes liegenden Höhen zu sein.

Das Telephon setzte sich in Bewegung und die Herren Bataillonskommandeure mit ihren Adjutanten erschienen kurze Zeit später beim Unterstand des Regimentskommandeurs.

„Meine Herren! Die Division hat befohlen“
Und alles schwieg, auch nachdem der Befehl längst gelesen war. Jeder wußte, was es zu bedeuten hatte, wußte, daß s t a r k e r Gegner in der Front sei, der sich

in beginnender hartnäckiger Verteidigung befand und im eigenen Lande focht. Und unwillkürlich stieg in mir das Bild unseres letzten gemeinsamen Kasinoabends in Darmstadt auf, bei dem der neue Regimentskommandeur, Oberstleutnant v. O., seine Herren um sich versammelt hatte und seine Abschiedsrede folgendermaßen begann: „Meine Herren! Daß wir leben ist nicht notwendig, wohl aber daß wir unsere P f l i c h t t u n!“

Und dann war ich wieder bei der Sache. Jede Einzelheit, jede Kleinigkeit, mochte sie noch so geringfügig sein, wurde eingehend besprochen und auseinandergelegt. Und das war wohl vonnöten bei einem solchen Nachtangriff. Wie sollte es sonst möglich sein, große Truppenmassen richtig anzusetzen und bei völliger Sinisternis in unbekannter Gegend an das Ziel zu führen?

Die ganze Front wurde abgeschritten, abgemessen, — weiße Zielbänder zur Orientierung bei Nacht angebracht — Zeit und Ort verglichen und festgesetzt und was der Anordnungen noch mehr waren.

Die Kompagnien legten sich früh abends schon zur Ruhe hin — der Angriff war auf 3 Uhr nachts angesetzt — und mein Bataillonskommandeur, der tapfere Oberhofmarschall, und ich gingen noch umher, für die Leute sorgend und erwägend.

Zum Schlafen kam ich kaum.

Als ob das Schicksal sein gebietend Wort hätte in die Wagschale legen wollen, zum Zeichen der Zustimmung, brach eine Nacht an, so stockfinster, wie ich sie selber noch nie erlebt. Auf zwanzig Schritte war der Nebenmann kaum noch zu erkennen.

2 Uhr 30 nachts. Geschlossene Kompagnien rücken aus ihren Schützen- oder Deckungsgräben an, in die befohlene Grundstellung. Der einzelne Mann ist nicht zu unterscheiden, nur das Ganze als geschlossener Körper.

Lautlos beginnt die Aufstellung auf der Grundlinie; nur einige leise geflüsterte Kommandostimmen geben dem Ohre Zeugnis davon, daß irgend etwas im Gange ist. Jeder einzelne Mann muß förmlich auf seinen Platz „geschoben“ werden, denn die geringste Frontveränderung in der langen Linie von achthundert Meter läßt den erwünschten Ausgang zweifelhaft erscheinen. Einem in der vordersten Linie sah ich prüfend ins Gesicht; und der stahlharte, entschlossene Ausdruck gab mir das feste Bewußtsein an ein schönes Gelingen. — Der Bau war beendet: vorn eine einzige achthundert Meter lange Menschenkette, die Leute Hand an Hand gefaßt, unzerreißbar. — Mit aufgepflanztem Seitengewehr, Schlösser im Brotbeutel, damit ja keiner in die Versuchung komme, zu schießen!

Bei Nacht kämpft der Deutsche mit dem Bajonett — und macht saubere Arbeit dazu! Und dahinter geschlossene, breitformierte Kolonnen dicht auf an der vorderen Linie, aber gestaffelt, um die Wucht des massiven Stoßes zu vergrößern.

Bis das Regiment wie auf dem Papier gezeichnet stand, vergingen zwanzig Minuten. Prüfend überschaute ich die Silhouette des Ganzen. Lieb Vaterland, magst ruhig sein! Und Punkt 3 Uhr ging von der Mitte, wo der Anschluß war, ein leises „Marsch!“ durch die Reihen, und das Ganze setzte sich in Bewegung!

Langsam, ganz langsam schob sich das staßbewehrte Ungetüm vorwärts — fühlend — tastend — sorgsam bedacht, den Zusammenhang, die festgefügte Einheit zu wahren. Beherzte Männer waren mit Drahtscheren vor, die Hindernisse zu beseitigen, die einem ungestörten, gleichmäßigen Vorwärtskommen allenthalben im Wege standen.

Nach tausend Meter ein kleiner Halt, um die um ein Geringes verschobenen Verbände wieder zu ordnen. Dann weiter vorwärts! Nun sind wir dreihundert Meter vom Dorfrande entfernt. Man erkennt die Umrisse der Häuser deutlich, sie stechen gegen den Horizont ab — ein glimmender Haufe links gibt den Richtungspunkt.

Und immer geht es noch ruhig weiter. —

Da — auf einmal — geschieht etwas. Der laute, gellende Ruf eines französischen Postens: „Qui vive?“ —

Alles hält, wie auf Zeichen. Still wird es wieder, mäuschenstill. Und wieder von der Mitte das leise, energische Kommando: „Marsch“, das sich mit Blißeschnelle fortpflanzt und überträgt. — Da, zum zweiten Male, lauter, gellender wie vorher, aber schon mit dem Untertone bestialischer Angst und Furcht:

„Qui vive?“ —

Und im nächsten Augenblick kracht ein Schuß. Dröhnend hallt er in die friedliche stille Nacht hinein und sein Echo pflanzt sich, sich vervielfältigend, von Waldecke zu Waldecke fort.

Und nun geschieht das Wunderbare, das Überwältigende — die Antwort auf den Ruf des Postens:

wie auf Kommando ertönt aus deutschen Kehlen ein viel-
tausendfältiges, brausendes, sturmdurchglühtes Hurra;
ein Schlachtenschrei, wie er so oft nicht wieder gehört
werden wird im Laufe der Jahrhunderte.

Deutsche Säuste packen das Bajonett fester und im
Sturmschritt geht es gegen die Häuser vor.

Der Häuserkampf beginnt. Die Franzosen schießen,
die Deutschen nicht; und so erkennt man Freund und
Gegner. Jede Straße wird mit Hurra genommen, um
jedes Haus wird gekämpft. Schon brennt dies oder
jenes Dach — ein Haus ist bereits lichterloh in Flammen
aufgegangen.

Die meisten Franzosen ergreifen die Flucht; vor dem
deutschen Hurra haben sie größere Angst wie vor der
ehrliehen Kugel, aber manche sind überrascht worden im
Schlase, können nicht entkommen und wehren sich mit
dem Mute der Verzweiflung. Hinter Mauern stecken
sie — an Straßenecken — hinter geschlossenen Fenstern
und schießen.

Mancher unserer braven Kerls sinkt getroffen dar-
nieder — mit dem Hurra auf den bleichen Lippen;
aber das steckt an, das reizt und entfacht die Wut der
Kameraden. Ein gräßliches Blutbad wird angerichtet
und kein Pardon gegeben. Schon steht das halbe Dorf
in Flammen und der lohende Feuerschein flackert hin
und her wie ein Gespenst in fieberndem Traum.

Als der Tag anbrach, hatten wir das Dorf in Besitz
und die angrenzenden Höhen.

Der Divisionsbefehl war ausgeführt!

Nirwana

Fresnoy = Les = Roye, den 14. Oktober 1914

Nirwana ist ein Traum — ein Zustand glückseligen, allvergessenden Empfindens — ein zarter Nebelschleier aus fernem Märchenlande.

Ich träume von Nirwana.

Wunder werden oft zu greifbarer Wirklichkeit — schon in ruhigen Friedenszeiten. Warum sollte es im Kriege keine Wunder geben — in der Zeit der Umwertung aller Werte?

Und heute ist das Wunderbare eingetroffen:

Ich sitze hier, auf bequemem Lehnstuhle, im Hause irgend eines begüterten französischen Landmannes. Und vor mir, im offenen Kamine, prasselt ein lustiges Holzfeuer. Die Flamme leckt gierig an dem Scheit — Lebenslust und Wärme sprühen hervor und machen die ganze Umgebung behaglich, mollig und warm.

Habe ich nicht schon früher einmal an offenem Kaminfeuer gesessen, die Zigarette lässig in der einen Hand — befrachtete Herren — zarte Frauengestalten daneben sitzend — und blinzelnden Auges einer schönen Erzählung gelauscht? —

Es muß lange, sehr lange her sein!

Aber ich will es ja gar nicht wissen — will nicht danach forschen in den mannigfaltigen Säckern meiner Erinnerung — will das Wunder des Augenblicks genießen — jede Minute ist wertvoll — schon die nächste kann es stören.

Und so kommt wieder der alte Optimismus zu seinem Rechte, denn offen gestanden — e t w a s pessimistisch bin ich in den letzten Tagen geworden; habe sogar weidlich zu schimpfen begonnen über die Unkultur des Volkes, dem wir kämpfend gegenüberstehen — nur weil ich meine Zigaretten mit französischen Streichhölzern anstecken muß, die so garstig nach Schwefel riechen, aber stolz die Aufschrift: „Alumettes françaises — Manufacture de l'Etat“ tragen. Und dann — neulich, Sonntags, lag ich im Schützengraben — herrlichster Sonnenschein — stiller, tiefer Frieden um uns her. — Da schrieb ich an meinen Bekannten einen langen Brief: „heute, am ersten Sonntag, an dem man keine zischenden Kugeln um die Ohren pfeifen hört — an dem keine schweren Granaten in todbringender Nähe plätzen — —“ und schon kam die erste an, dreißig Meter von unserem Unterstande entfernt. Den Brief habe ich erst abends bei Kerzenschein zu Ende gebracht! —

Aber das ist nun schon längst altes Eisen! *Tempi passati!*

Jetzt sitze ich hier und g e n i e ß e — bin sogar ein ganz klein wenig übermütig und überlege mir ernstlich, ob ich nicht nach alter guter Oxford-Gewohnheit den Kamin mit meinen frisch eingefetteten Schnürstiefeln zieren soll — als moralischen Trumpf auf den Fall Antwerpens und die 22 000 entwaffneten Engländer?

Ja, G r u n d zum Genießen haben wir alle — und auch das R e c h t dazu — nicht sowohl in dem dankbaren Gefühl, bisher verschont geblieben zu sein — dafür sind uns bislang zu viele liebe Kameraden entrisen worden

und unsere Taten ziert das Kreuz aus Eisen — nein, es ist das herrliche Gefühl, nach inhaltschweren Tagen, nach einer Periode blutiger Kämpfe aus vorderster Kampfeslinie herausgezogen zu sein und der Ruhe pflegen zu können — mit dem stolzen Bewußtsein, seinen Mann voll und ganz auf wichtigem Posten gestanden zu haben.

Und was hatten diese letzten Tage alles mit sich gebracht — ein Sturmangriff nach dem andern — von Ortschaft zu Ortschaft schrittweise Eroberung eines hartnäckig verteidigten Bodens — kein Unterschied zwischen Tag und Nacht — nur das eine machtvolle Siegesgefühl: vorwärts — vorwärts!

Noch vor vierzehn Tagen war dieser Ort, der jetzt weit hinter der eigentlichen Kampffront liegt, in Feindeshand — stark ausgebaut mit allen nur denkbaren Mitteln pioniertechnischer Selbstbefestigung — ein Stützpunkt der ganzen feindlichen Infanterielinie.

Und diesen Ort haben wir genommen, die tapferen Kerle vom Leibgarde-Regiment, im Verein mit unserm Brigade-Regiment, den 116ern. Ein harter Tag war's — und die Sonne beschien mit lachenden, hellen Strahlen das blutige Schlachtfeld. Mittags 2 Uhr war der Angriffsbefehl ausgegeben worden — von Gruny aus, wo wir in starken Schützengräben lagen.

Ruhig und gleichmäßig, wie auf dem Exerzierplatz, vollzog sich die Entfaltung des Regiments — der Bataillone — die Entwicklung der Kompagnien. Wellenweise, in möglichst dünnen Schützenlinien, ging es vor mit Anschluß, Richtungspunkt und Trennungslinie. Vor-

bei an dem berühmten Bahnwärterhäuschen, um das in den letzten Tagen der Kampf so heftig getobt — das zuerst Artilleriebeobachtungsstelle des Feindes gewesen — dann der Infanterie als starker Stützpunkt gedient — von einer schneidigen Patrouille von uns genommen wurde, die sich aber nicht halten können — und dann schließlich mitsamt einigen französischen Maschinengewehren von unserer Artillerie zusammengeschoffen wurde.

Und da, wie die ersten Wellen die stark ausgebaute, aber bereits verlassene Bahnlinie überschritten, fing das feindliche Artilleriefeuer an — zuerst einige nichts-sagende Schrapnells, die in fast unermesslicher Höhe platzten — und dann Granaten — zuerst einige wenige — dann mehr; — lagenweise wurde das ganze flache Angriffsfeld zugedeckt.

Mein Bataillonskommandeur und ich befanden uns bei der zuletzt eingesetzten Reservekompagnie. Er war gerade vor einigen Tagen aus der Heimat zum Regiment gestoßen und erlebte die unmittelbare Wirkung dieser trepierenden Geschosse zum ersten Male. Ich rufe: „Herr Major! Wir müssen vor!“ Und im Marsch-Marsch, durch Atempausen unterbrochen, stürmten wir vor, in die vorderste Linie, wo ein heftiger Infanteriekampf bereits eingesetzt hatte: und er, der in militärischem Dienste ergraute Mann, unter dessen Kommando sonst eine Schar von über tausend Krieger trat, führte einen Zug von vierzig Köpfen in vorderster Linie, die durch den Fall eines jungen Offiziers führerlos geworden waren.

Und ich riß einen andern Zug mit vor und lag neben ihm!

Eine Granate nach der anderen flog jetzt über unsere Köpfe hinweg — mit dem uns längst zur Gewohnheit und — zur Beruhigung gewordenen pfeifenden Tone — dem bald darauf der Aufschlag, aber hundert bis zweihundert Meter hinter uns, folgte.

Aber um so heftiger prasselten die französischen Infanteriegeschosse in unser Rübenfeld ein, in dem wir lagen: von der Front und aus der Flanke, denn die Franzosen hatten glänzend angelegte Flankierungsanlagen an die Dorfstränder eingebaut, die kaum zu erkennen waren.

Und so ging es weiter — schrittweise nur — aber wir kamen vor. Schon brach die Abenddämmerung herein — finstere, düstere Schatten legten sich auf das Kampffeld — aber unaufhörlich tobte das Gefecht weiter. Einige Häuser von Fresnoy waren inzwischen von unserer Artillerie in Brand geschossen worden und erhellten mit ihrem flackernden Lichtscheine magisch die Umgebung.

Um 1 Uhr nachts wurde mit blanker Waffe zum Sturm gegen das Dorf angetreten und mit Hurra genommen.

Wir blieben die Nacht über in neu angelegten Schützengräben. —

So ging es fast Tag für Tag: auf Fresnoy folgte Goyencourt — auf Goyencourt Damery — auf Damery Parvillers und le Quesnoy-en-Santerre.

Und nun dürfen wir ausruhen, für zwei Tage, von all den Strapazen, Gefahren und Mühen — haben wieder einmal ein Dach über uns und einen Tisch zum Essen —

einen Stuhl zum Sitzen und ein Feuerchen, um sich bei dem eben einsetzenden Regenwetter zu wärmen. Dürfen endlich wieder einmal nach drei Wochen die Gamaschen ausziehen — es uns bequem machen — haben Zeitungen zu lesen und Briefe zu schreiben — ein ganzer Vormittag gehört aber der Seife und warmem Wasser.

Ich aber stecke mir eben eine neue Zigarette an, lege frisches Holz in den Kamin und lehne mich wieder behaglich zurück in das Polster meines Stuhles.

Und träume von dem Wunder, das zur Wirklichkeit geworden.

Mein Bruder

1. Buch der Makkabäer 3, 59.

„Uns ist leidlicher, daß wir im Streit umkommen, denn daß wir solchen Jammer an unserem Volk und Heiligtum sehen.“

Damery, nordwestl. Roje,
den 22. Oktober 1914

Woher ich mir den Mut, die Kraft, die Energie hernehme, ein Ereignis zu registrieren, das wie ein jäh abgerissenes Halt in den fröhlich-tapferen Verlauf der Dinge eingreift, — das sich wie eine eiskalte Todeshand schauernd und grausig auf jegliches Denken, Empfinden und Handeln meines Wesens legt, mit schicksalschwerem Drucke — ja, das ein löblich und weise eingerichtetes Räderwerk mit furchtbar gewaltigem Ruck zu zersprengen droht — woher ich diese Kraft habe, weiß ich nicht.

Und vor allem diese Ruhe, dies unheimliche Phänomen, das wie zentnerschweres Gewicht meine Gedanken erdrückt — dieser bleierne Stumpfsinn, der die letzten Säden meines Gehirnzentrums auszurotten, auszudörren droht, wenn ich nur anfangen zu denken.

Warum muß ich denn auch wie mit magischer Kraft immer an das e i n e denken — das Traurig-Furchtbare — bei Tag und Nacht — wenn ich träume und wenn ich wache? Warum habe ich jetzt überhaupt Zeit und Muße zu denken — zu überlegen — und dabei fast verrückt zu werden? Warum stehe ich jetzt nicht mitten im Kugelregen, im feindlichen, mit entblößter Brust, hochaufgerichtet, und kann euch Hundes und Schufens dadrüben, die ihr meinen guten Bruder habt sterben lassen, auf Feindeserde, zurufen: jetzt habt ihr ein Ziel — ein über-

lebensgroßes — jetzt trifft, wenn ihr es vermögt, ihr elenden Schützen!

Oder warum kann ich nicht vorgehen, eisengepanzert, mit dem Säbel in der Rechten, hochaufgeschwungen, den Revolver in der Linken, und so viele der Euern nieder-mähen, mit gerechter Hand, daß er mit euerem Blute, das die Felder bedeckt, könnte aufgewogen werden?

Ach, selbst das wäre zu gering!

Warte nur, mein guter lieber Junge, der du von oben auf mich herabsiehst und deinem Vater nachgefolgt bist — du Ruhmlicher — du Tapferer — du Standhafter — nicht ich allein werde dich rächen — das wäre der Buße und Strafe zu gering — nein — ein Volk in Waffen, stark im Handeln und gerecht im Denken, steht hinter dir wie eine stählerne Mauer, die wandeln kann, alles was ihr begegnet, dahinschmetternd in den elenden Staub — zu Schutt und Asche. Und dieses Volk — dein Vaterland, für das du so heldenmütig gefallen — das dankt dir für dein Blut, das du ihm geopfert in schicksals-schweren Stunden — und wird es dir vergelten.

Ihr aber, die ihr daheim die Kunde vernehmt, seid ruhig und fasset euch — laßt der Tränen Lauf und hemmet ihn nicht — wohl dem, dem es vergönnt ist, weinen zu können und dem erdrückten Herzen Luft zu schaffen — Tränen tun wohl — besser, als der stille, ungeweinete Schmerz, der im Innern mit nagender, fressender Gier brennt und verbrennt — aber tröstet euch und laßt euch trösten im Schmerz um den Tod; er ist nicht der einzige, der fiel — und ihr seid nicht die einzigen, von denen solch hartes Los gefordert

wurde. Tausende und aber Tausende teilen euer Schicksal — und wie manchem ist noch viel Schlimmeres und Härteres in den letzten Wochen nicht erspart geblieben! Ihr braucht den Trost — ich aber darf und will nicht getröstet werden. Das ist unser Los und dafür sind wir hinausgezogen ins Feld, um unserem Vaterland zu dienen — und solcher Dienst wird bisweilen und oft von uns gefordert werden. Der Krieg ist fürwahr kein Spiel — sondern eine ernste und flammend-heilige Aufgabe, an deren Lösung jeder teilzunehmen hat, jeder auf seine Weise. Kein Mensch kann die Lösung seiner Teilaufgabe wissen oder bestimmen — mag er nun tapfer, heldenmütig sein Schicksal dem Allmächtigen anvertrauen, oder mit jenem verwegenen Spott der Kugel entgegentreten, der den Treffer als graufiges Lotteriespiel bezeichnet.

Aber was bestimmend ist für Gegenwart und Zukunft — was in diesem allgewaltigen Krieg der Erdenvölker untereinander entscheidet — das ist doch letzten Sinnes und Ursprunges nicht das Einzelloos des Menschen, sondern der Erfolg des Ganzen — die Entscheidung der gewaltig großen Masse — der herrschende Triumph eines großen Volkes über die anderen — der macht-habende Sieg unserer deutschen Nation, unseres deutschen Vaterlandes. Alles andere aber, was wir sonst noch auf dem Herzen haben, fassen wir zusammen in dem großen Gedanken unseres Herrn und Heilands:

„Dein Wille geschehe, wie im Himmel,
also auch auf Erden!“

Kultur und Barbarentum im Kriege

Man wird sich im allgemeinen nicht recht klar darüber, welches Werturteil man einem Ereignis bei seiner moralischen Abschätzung beilegen soll, ob man vor allen Dingen Gefühle, Empfindungen und Gedanken, also rein subjektive Werte, die erst durch den Ausbruch und im Verlaufe des Krieges entstanden sind und festen Boden gefaßt haben, dabei zu berücksichtigen hat und inwieweit der Einfluß ihrer Erscheinungen auf eben dieses Werturteil dabei als feststehende Basis angesprochen werden darf.

Der größte Fehler — der häufigste Irrtum, dem man nur allzugern verfällt, ist der, daß man von falschen Voraussetzungen ausgeht und nur ganz natürlich dadurch zu falschen Schlüssen gelangt. Es ist nicht damit abgetan, daß man — ohne zu wissen, was eigentlich damit gemeint sei — mit Schlagwörtern wie „Umwertung aller Werte“ um sich wirft und sich dadurch berechtigt fühlt, nun alle bisherigen Grundsätze der Moral, Ethik und Kultur auf den Kopf zu stellen man muß sehr vorsichtig gerade mit solchen Ausdrücken verfahren, sonst verliert man sich nur allzu leicht, wie die letzten Zeiten es bewiesen haben, in die Gedanken und „Grundsätze“ des Barbarentums, der Unmoral — des Heidentums. Ohne es zu wollen, vielleicht — aber wer erkundigt sich wohl nach vollbrachter Tat nach der Absicht, in der sie geschehen?

Und so müssen auch wir ganz behutsam zu Werke gehen, um die richtige Basis zu unserer Untersuchung

ausfindig zu machen, abweichend für dies eine Mal von dem schnell und ohne Zaudern gefaßten Gedanken, der der folgenden Tat kühnen Erfolg verspricht.

Die Kultur einer Zeitperiode drückt allen Völkern — allen Rassen, die ihrer teilhaftig sind, den gleichen Stempel auf das Antlitz — verschieden wohl in ihrer durch die Begriffe von Volk und Familie bedingten Atmosphäre, aber gemeinsam und gleich in den wesentlichsten Zügen ihres Gesamtbildes. Und so haben wir alle e t w a s gemeinsam in unseren Anschauungen und Gedanken, mögen sie uns nun durch Erziehung eingeimpft sein oder mögen wir sie uns auf dem Wege autodidaktischer Weiterbildung selber angeeignet haben — eine gewisse Einheit verbindet alle unsere Ideale — alle Fundamente moderner Erziehung: Moral und Religion. Wir leben unter ihrem Banner und richten uns bei allen strittigen Fragen nach ihren Grundgesetzen.

Diese Grundgesetze der Kultur sind, wie schon zu Anfang angedeutet, nicht von unbegrenzter zeitlicher Dauer — sind keine Ewigkeitswerte, sondern zeitlichen Änderungen unterworfen. Nicht die Begriffe an und für sich wechseln, sondern deren Auslegung ändert sich gemäß der steten Umformung und Neugestaltung — in diesen beiden Worten sei der Inhalt des Begriffes „Entwicklung“ erschöpft — der geschaffenen Kulturwerte. Wenn daher jemand die Frage aufwerfen sollte nach der Berechtigung jener für uns alle gültigen und feststehenden Formen, so liegt die Beantwortung derselben in dem eben Gesagten, insofern die Zeit selber ihren Kulturwert bestimmt und nur abhängig ist von

dem einmal festgelegten Begriff einer Kultur überhaupt.

Jetzt tritt ein Krieg in die Erscheinung — ein Kampf der Völker und der Rassen, ohne Unterschied des Völkertammes — ein Krieg, der allen Gesetzen der Rassen- und Nationenverwandtschaft Hohn spricht und ihnen mit den blutigen Zeichen zerbrochenen Völkerrechtes ins Gesicht schlägt — ein Krieg, wie er heiliger und nationaler für uns nicht gedacht und geführt werden kann. Und dieser Bruch mit dem alten, zerstückelten Völkerfrieden — dies natürliche Ende eines nur zu lange geduldeten unnatürlichen Zustandes, — dies Zersprengen jener senilen Fesseln, die wie Zunder nur auf den einen sprühenden Funken warteten, der ihrem unwürdigen Dasein ein Ende bereiten könnte — (und dieser Funke war das Kaiserwort am 1. August 1914) — diese Vernichtung alter Werte und die gleichzeitige Schaffung neuer Lebenszustände und Bedingungen zeitigte naturgemäß neue, bisher unbekannte Erscheinungsformen, die sich alsbald in das alte Verhältnis der Kultur zu ihren Zeitumständen drängten und dadurch den denkenden, forschenden Geist zu stellungnehmender Kritik drängten.

Was war der Krieg überhaupt und was wollte er? — Nicht das politische Endziel dieser oder jener kriegsführenden Partei war hierbei ins Auge gefaßt, sondern die allgemein menschlichen Anforderungen, wie sie ein solcher Zwangszustand unbedingt hervorbringen mußte. Des Krieges Bestimmung aber ist der Tod. — Die Bezwingung und Niederwerfung gewaltiger Menschenmassen — mögen sie sich nun in die

Kategorie eines Volkes, eines Volksstammes oder einer Menschenrasse einreihen lassen — unter dem Willen eines machtherrschenden Gebieters bedingt deren Bekämpfung — deren Vernichtung. Und diese gewaltige Notwendigkeit erhebt Klage gegen die Einhaltung des fünften Gebotes, ja stellt sich bei flüchtiger Betrachtung als das Gegenteil jener grundlegenden Kulturwerte dar, von denen ich vorher sagte, daß selbst die großen Zeitperioden nur eine Umformung derselben, keineswegs ein endgültiges Loslösen von den alten Begriffen zu bewirken imstande seien.

Und — wohlgermerkt — hier setzen die Bestrebungen und „Interessen“ des Barbarentums ein — daran klammern sich diese Horden, die meistens schon vorher recht wenig die Segnungen einer Kultur an sich verspürt haben, mit grimmigem Lächeln und Wohlbehagen fest, froh, selbst in ihren tierischen Instinkten endlich den trügenden Strohhalbm des Scheines gefunden zu haben, mit dessen Hilfe sie einer zivilisierten Welt dokumentieren zu können glauben, daß ihre Handlungsweise berechtigt sei. Und in der bestialischen Freude, den doch immerhin in gewissen Grenzen verspürten Druck, den die Kultur ihnen in Form von Moral, Gesetzgebung und Erziehung bislang auferlegt, nun abstreifen zu können, zerren sie die heiligsten Güter der Menschheit auf den Götzenaltar ihrer primitivsten Begierden und werfen mit abscheulich verzerrter Grimasse — mit der Wollust tierischer Befriedigung die Masken ihrer Scheinkultur von sich. Dies Beispiel gaben uns die Russen!

Und nun als Kontrastwirkung der mahnende, schel-

tende, stets sentimentale Klageruf der Friedensapostel daneben, jener Gruppen und Grüppchen von Menschen, die mit dem unverständenen Lösungswort von den verderblichen Folgen der Unkultur — der Preisgabe aller menschlichen Begriffe durch die Konsequenzen dieses Weltkrieges — der Umwertung aller Werte nicht etwa gegen das eigentliche Barbarentum ins Feld ziehen, sondern in laienhaftem, nichtsagendem, aber gerade deshalb um so größere Beachtung findendem Geschwätz Protest erheben gegen die wenigen unvermeidlichen Folgen des Völkerstreites, die mit dem bisherigen Schema, das ihnen nun gerade für die Auslegung ihrer Begriffe von moderner Kultur paßt, nicht in Einflang zu bringen sind.

Das weltgeschichtliche Beispiel hierzu wird stets die Kathedrale von Reims bilden.

Und nun komme ich zu dem Endziel meiner Betrachtungen. Dieser furchtbar-gewaltige, heilig-ernste, einzig-begeisterte Krieg hat mit einem Teile der herrschenden Anschauungen über Kultur und Moral gebrochen — muß brechen, weil das im Wesen eines jeden Krieges liegt, mag er nun den Zweck haben, dem imperialistischen Gedanken frönend, Länderteile neu zu erwerben oder ein Vernichtungskampf sein, wie der jetzige. Aber auch er — der Krieg — und seine Führung sind noch abhängig von jenen objektiven Werten, die geschaffen worden sind und axiomartig feststanden. Der Krieg an und für sich ist noch keine neue Zeitperiode — er kann und wird sie einleiten und begründen. Alle persönlichen Gefühle aber, Empfindungen und Gedanken, die der Verlauf

des Krieges gezeitigt, sind nur dann als subjektive Werte gültig, wenn sie, auf unserer alten Kulturanschauung fußend, sich auch mit den unbedingten Folgeerscheinungen des Krieges in gemeinsamer Harmonie vertragen. Das erst ist die richtige Umwertung aller Werte. Und wenn eine Nation, gegen diese Gedanken verstoßend, die Gesetze allgemeiner Menschlichkeit vernachlässigt, wenn eine Nation in gehässiger, pöbelhaft aufreizender Absicht die Bande der Kultur, der Zivilisation frevelhaft verleiht, Verwundete und Gefangene martert oder elend umkommen läßt, — so ist das **Barbarenum**.

Wir Deutsche aber können und dürfen stolz darauf sein, daß uns dieser Krieg reinwaschen wird von jeglichem Scheine rein äußerlicher Überkultur — daß er aber auch das in uns allen schlummernde, stolze, edle und reine Nationalgefühl erweckt hat zu einer Größe, wie sie die Weltgeschichte nie mehr wird aufweisen können.

Verwundet in der Heimat

Durch die langen, mit kalten Steinfliesen bedeckten Korridore — in den warmen Krankensälen, da Bett an Bett sich reiht, schwebt der Engel des Friedens. Tiefe Stille — ernste Grabesruhe. Es ist mir, als ob nur ich noch wachen würde in dem großen Hause, das soviel Elend und soviel Hoffnung zugleich beherbergt.

Schon längst ist die Violine wieder in ihrem bescheidenen Kästlein beiseite gelegt — die letzten sinnberauschenden Liebestöne der lodenden Dalila sind verflungen und geheimnisvolle Gestalten meiner Phantasie beleben in tanzenden Schattenrissen die mattgetönte Perspektive meines Eßzimmerchens. Schon hat die treusorgende Schwester alles hergerichtet, aufs peinlichste, wie jeden Abend — hat die stark duftenden Blumen aus dem Zimmer entfernt, die schönen Gardinen vor die ins dämmernde Abendlicht hinauslugenden Fenster gezogen und ihrem Schützling eine gute Nachtruhe gewünscht.

Es muß schon spät sein, recht spät. Ich habe mich in sinnende Träume verloren — drüben auf Frankreichs Schlachtfeldern waren meine Gedanken, wie ich selbst noch vor wenigen Wochen. Wie schnell man doch solch nie dagewesene Episoden wiedererleben kann, greller noch als damals in der Buntheit ihrer Farben. Kühn sind die Gedanken und folgen mit Blitzesschnelle — allein ihr Wiß reicht nicht einmal dazu aus, dem grübelnden Geiste Rechenschaft darüber zu erstatten, daß nur er allein wandern kann in der Erinnerung

— bald hier, bald dort zu längerem Aufenthalt verweilend.

Und so begegne ich bei meiner Lektüre zufällig dem Grabe eines guten, lieben Freundes und Kriegsschulkameraden — in Libramont. „Das Grab eines deutschen Offiziers befand sich an gesonderter Stelle auf dem Friedhofe.“ — Ja, eines deutschen Offiziers! Was diese schlichten Worte doch jetzt für einen metallenen, ehernen Klang haben — schlackenrein und hart wie Stahl. Unwillkürlich sehe ich im Geiste diesen stillen Kirchhof in dem belgischen Dorfe, mit dem Einzelgrab — ein schlichtes Holzkreuz, darauf in rohen, ungefügten Buchstaben der Name — und die alten Landwehrleute, die jetzt in dem Orte hausen, da wir früher — tosend im Gefechte — in mörderischem Feuer standen, haben gewiß Blumen auf das Grab gepflanzt und pflegen es auf ihre Art und Weise.

Nun liege ich hier bereits vier Wochen — wie ein Traum sind die Tage, wie ein Schatten die langen Nächte gewesen, und die großen Ereignisse der Zeit sind an meinem Krankenlager wie Figuren aus einem Schattenspiele vorübergehuscht. Und doch habe ich tätigen, lebendigen Anteil an ihnen genommen — nicht wie früher allerdings im Angesicht des Feindes, auf frohem, verantwortungsvollem Posten, — aber doch innerlich mit der vollen Glut meiner Seele, mit jener Passion, die ich stets für die gewaltig=große, heilig=ernste Aufgabe hatte.

Und dies gar jetzt erst recht, da die größten Schmerzen

aufgehört haben und das Fieber gewichen ist. Welch unbeschreiblich rührende Liebe und Sorgfalt in der Pflege von Verwandten und Bekannten — Welch aufopfernde Hingabe der Berufsschwestern hier im Krankenhaus! Mein Zimmer ist voll herrlich duftender Blumen: ein blühender Garten im Winter — ein bunter Teppich, an dem mein Auge seine köstliche Freude hat. Jeden Morgen ihr erneuter Gruß, und der herrlich starke Blütenstrom mit seinem fast betäubenden Dufte — Sinne und Nerven anreizend. Wie unsäglich wohl tun doch die Grüße aus fern und nah — all die Beweise von Liebe, Freundschaft und treuem Gedenken, die auf leisen Schwingen an mein Krankenbett hinflattern. O dieser große, erhabene Gedanke, wieder in der Heimat zu sein, nach dreimonatlichen Irrfahrten und Kämpfen in Feindesland — wieder zu Hause zu sein in treuer, liebevoller Pflege — birgt er nicht eine Unendlichkeit schimmernden Glückes in sich?

Und doch — wenn ich abends, sorglich eingewickelt, auf dem Lehnstuhl aus Großvaters Zeiten vor meinem Schreibtisch sitze (der wieder, wie daheim, genial unordentlich ist), durch die Fenster auf das abendliche Schneetreiben blicke und die Menschen da draußen erkenne, die tief eingemummt in ihre Pelze eiligst ihre Schritte dem traulich wärmenden Heime zulenken — da beschleicht mich ein Gefühl von Heimweh und Sehnsucht nach meinen Kameraden, die auch im tosenden Schneetreiben — bei Frost und Kälte ihre Pflicht für Ehre und Vaterland bis zum äußersten erfüllen — aus deren Mitte ich jäh gerissen wurde. Ich möchte bei

ihnen sein und vor allen Dingen: ich möchte das schönste und deutscheste aller Feste in i h r e m Kreise feiern.

Ja, dort draußen . . .

Würde man ein solches Weihnachten je wieder erleben — je vergessen können? — —

Dor mir, auf dem blumengeschmückten Tische, liegt das Buch, goldumrändert, in feinem, zartbraunem Leder gebunden. Das herrliche Dichterwort, das eine zarte und kluge Hand den noch weißen unbeschriebenen Seiten zum Geleite gab, schwebt nun unsichtbar über den Zeilen hin, die immer mehr anschwellen, und frisches, junges, spritzendes Leben aus den toten Blättern entstehen lassen. Und sie wachsen mit rasender Eile, um den flüchtigen Gedanken folgen, mit ihnen gleichen Schritt halten zu können. Das ist fürwahr nicht leicht: sinnende Träume wandern auf Adlers Fittichen durch die weiten Gefilde — bald sind sie auf der Wahlstatt blutiger Schlachtfelder, bald bei den Lieben in der Heimat, bald traumverloren vor der Göttin der Kunst.

Und daneben, auf einem anderen Tischchen, ruht meine Violine. Wenn ich abends die Feder aus der Hand lege und weiß, daß ich noch nicht einschlafen kann, dann fährt der Bogen über die frischbespannten Saiten — zuerst leise und schüchtern, con sordino, gleichsam als wollte er erst um Erlaubnis fragen — zarte Phantasien aus dem feinen Holze hervorlockend, die sich klagend mit ihren vibrierenden Wellen in der Ferne des schattig-dunklen Abends verlieren; allmählich werden die Töne voller, klangreicher. In singendem, anschwellendem

Rhythmus erheben sie sich und in mächtigen Afforden flingt ihr Rauschen durch die geheimnisvolle Stille der Nacht.

Doch manchmal endet das Spiel in grellen Dissonanzen — als ob der Boden des Instrumentes zerspringen wollte in jähem, ungefügem Schmerze. Das sind die Stunden des leidvollen Grams — der körperlichen Pein — der seelischen Not. Das sind die klagenden Nächte der Verwundung. Dann kann ich erst recht keine Ruhe finden; und die Strahlen der kalten Morgensonne fallen auf ein heißes, zerwühltes Lager.

Wieder an der Westfront

Im Schützengraben, 150 Meter vor dem Feinde.
Am 11. April 1915 9 Uhr morgens.

Soeben bin ich wieder von einer längeren Besichtigungstreife durch den mir unterstellten Abschnitt D des Regiments in meinem Unterstande angelangt. Das boshafte Aprilwetter gedachte mir einen kleinen Streich zu spielen und brachte eine schwere dunkle Haufenwolke über meinem Haupte zur Entladung; aber mein herrlicher Ölmantel spottete dieser fruchtlosen Bemühung. Jetzt schaut die Sonne wieder lachend hervor und gießt ihre goldgelben Frühlingsstrahlen in neckischer Laune auf uns lehmige Höhlenbewohner herab. Amjeln zwitschern in der Nähe auf den fahlen Sträuchern und Baumgruppen, die noch übriggeblieben sind. Die Türe meiner geräumigen Wohnung steht weit auf und die künstliche Wärme des kleinen Pariser Anthrazitofens mischt sich mit der lauen Morgenluft zu wohlthuender Behaglichkeit. Ein stärkender Morgenimbiß in Gestalt von Tee, Weißbrot mit Butter, Keks und einigen noch von gestern nachmittag herrührenden Stücken eines herrlichen Schokoladekuchens rüttelt die durch aufreibenden Nachtdienst etwas schlaftrunkenen Nerven wieder auf. Nur hat mein guter Küchenleiter — ein prächtiger Bengel nebenbei, der in unserem Kasino daheim in die Lehre gegangen ist — meine körperliche Verfassung insofern überschätzt, als er auf seinem häuslichen Herde im Unterstande neben mir einen Tee aufsetzte, dem für gewöhn-

liche Verhältnisse selbst die drei strammen Belgier unseres Kompanie=Patronenwagens zum Opfer gefallen wären. Aber ich nehme ihm das ja weiter nicht übel — sorgt er doch sonst, seit er in meine „Hofdienste“ getreten, derart ausgezeichnet für mich, daß ich einen Unterschied zwischen der Heimat und hier nur insofern empfinde, als die lustlichen Genüsse hier im Schützengraben und in den kleinen, zerschossenen Dörfern hinter der vordersten Linie weit verfeinerter und üppiger sind, als in den besten Hotels der alten Kaiserstadt am Main.

Aber mit diesem gewaltigen Unterschiede zwischen einst und jetzt, zwischen den Zeiten, da wir Mitte Oktober zählten, und nach blutigen Angriffsgesechten in kleinen, oft nicht einmal zusammenhängenden Erdlöchern lagen und froh sein durften, in dunkler, heimlicher Nacht einen Löffel heißer Reisuppe aus der zärtlich geliebten Feldküche zu genießen — zwischen jenen Zeiten also und jetzt ist auch ein gewaltiger Umschwung in der ganzen Führung des Kampfes Hand in Hand gegangen. Nicht nur die Genüsse, nein auch der Krieg ist berechnender, hinterlistiger geworden. Aber das erste ist die natürliche Folge des letzteren. Handgranaten — sogenannte K=Munition, die auch die stärksten Stahlschilde durchschlägt — Leuchtpistolen, die in der Nacht für die Dauer einiger Sekunden das ganze Vorgelände taghell erleuchten — Gewehrgranaten — unterirdische Maschinengewehrstände — zehn Meter tiefe unterminierende Sappen und Stollengänge — bewegliche Stahlschilde und mit Schotter gefüllte Säcke — mit Hochspannung geladene Stacheldraht Hindernisse — zwei Meter tiefe,

eisenbeschiente Unterstände — Scheinwerferstellungen —
filometerlange, teilweise überdeckte Annäherungsgräben
— Spiegelvorrichtungen bei den Beobachtungsständen
der vorgeschobenen Horchposten — Fernsprechverbin-
dungen mit allen Artilleriestellungen — das sind einige
Schlaglichter, die dem Uneingeweihten zu einem all-
gemeinen Begriff über die jetzige Sachlage verhelfen
könnten.

Und so lebt man tags- und nachtsüber in überreizter
Nervenanspannung. Pioniere sind nachts an den
äußersten Enden der bis vierzig Meter vorgetriebenen
Minengänge und lauschen mit Ablösung auf etwaige
Gegenarbeiten des Feindes, der nur etwa hundert bis
hundertfünfzig Meter, an manchen Stellen nur achtzig
Meter davon entfernt ist. Alle Viertelstunden etwa
gehen die Leuchtkugeln in die Höhe — der Feind benützt
mit Vorliebe seine Fallschirmraketen — und wie in ein
grelles Lichtmeer gebadet liegt das Gelände vor der
Stellung. Da nützt kein schnelles Hinwerfen der Pa-
trouillen: was sich an lebenden Wesen im Vorgelände
herumtreibt, wird gesehen und von Scharfschützen ab-
geschossen. Die Nacht wird zum Tage und der Tag zur
Nacht. Ununterbrochen aber wacht das stählerne Auge
unserer Feldgrauen.

So jagt ein Geschehnis das andere; nicht in
eilendem, dahinrasendem Vorwärtsdringen, nicht im
bunten Wechsel der Ereignisse, sondern in vibrierender
Erwartung, im Kampf um den einzelnen Kopf, in kluger
Vermeidung der schweren Geschoszwirkung. Und hielt
man es früher in stundenlangem, heißem Gefechte aus,

ohne der tausend oder Millionen Geschosse zu achten, die einem entgegenschwirren — lachte man früher in kühnem Angriff der nutzlos vergeudeteten feindlichen Artilleriemunition, die lagenweise längst überschrittene Geländeabschnitte bedeckte — so kann es jetzt vorkommen, daß man in tiefer Nacht durch einen einzigen, weithin dröhnenden Gewehrscuß aufgeschreckt wird, der unfehlbar sein Ziel erreichen muß; und wenn die Granate einer schweren feindlichen Batterie zwanzig Meter hinter unserer Stellung explodiert und in den weichen Lehmboden ein Loch reißt, in dem eine Gruppe bequem Deckung finden könnte, so stellt man sich die kalte, nüchterne Frage, ob wohl der nächste Volltreffer den eigenen Graben erreichen könnte.

So wird man zum Satalisten erzogen, wenn man es nicht schon vorher gewesen ist. Fünf Tage im Graben, fünf Tage Bereitschaft — fünf Tage wieder vorderste Linie, und dann endlich fünf Tage Reserve oder Ruhe. Aber unverwundlich bleibt trotz alledem der Humor der Mannschaften; sie wissen sich mit beneidenswertem Geschick in die jeweilige Lage hineinzuversetzen und diese voll und ganz auszunützen. Mit großer Liebe und Sorgfalt haben sie ihre Behausungen im Schoße der Erde eingerichtet und wohnlich gestaltet. Da prangen herrliche Blumenbeete und Gartenanlagen vor ihren Wohnungen; in jedem Kompagnieabschnitt fehlt auch das „schwarze Brett“ nicht, auf dem tagtäglich die neuesten Berichte der Obersten Heeresleitung angeschlagen werden. Jeder Unterstand hat seine Bezeichnung; da gibt es eine „Villa Emden“, eine „Villa Duß-Dich“ und eine Anlage

„Zum Herrengarten“. Die Bayern haben es sich nicht nehmen lassen, eine gemütliche „Villa zum blauweißen Rößl“ aufzuschlagen; und einer der vielen Minenstollen, die auch zum Schutz gegen starkes Artilleriefeuer dienen, prangt am Eingang mit der stolzen, sinnigen Aufschrift:

Zuflucht für arme Sünder

Herberge zur Heimat

Ayl für Obdachlose

Unter Aufsicht der Schützengraben-Verwaltung.

So schlägt dieser köstliche Schatz echt deutschen Soldatenhumors seine treibenden Wurzeln auch in den unruhigen Tagen passiver Erwartung; so glüht noch immer die schöne Begeisterung und das volle rückhaltlose Vertrauen der Leute auf ihre Führer fort. Und wenn ich dann des Nachts um 11 oder 12 Uhr nach der Revision meinen Grammophonapparat, den ich mir aus der Heimat wieder mitgenommen habe, auf den oberen Rand der hohen Brustwehr stellen lasse und nun in die dunkle Nacht hinein Gesang und Musik ertönt in schmelzenden Lauten, — wenn dann Freund und Feind das Schießen vergißt und hinlauscht, träumend, sinnend und der fernen Heimat gedenkend — dann mag es einem für Augenblicke so vorkommen, als sei Friede auf Erden, tiefer, tiefer Frieden.

Und das ist zuweilen schön so! —

Dom Schützengraben

A b l ö s u n g

Die Sonne geht unter. Seurigrot, wie ein glühender Ball, sendet sie ihre letzten Abendgrüße über die hohen, steilen Wipfel des kleinen Fichtenwäldchens herüber. Wie um ihren Abschied zu versüßen, taucht sie ein in das wogende Flammenmeer dichtgeballter Wolkenmassen, der verlassenen Stätte ein wunderbares Farbenspiel bereitend.

Leb' wohl, du herrlich goldener Frühlingstag!

Und schon beginnt der ewige Pulsschlag verborgener Energie sich zu regen. Wie mit tausend gierigen Händen die Dämmerung empor sich windet aus ihrem lichtscheuen Schlupfwinkel und unbarmherzig mit stetig wachsender Gewalt Besitz ergreift vom sonnenverlassenen Äther — so auch kriechen die schlummernden Kräfte hervor, ballen sich zusammen zu stahlbewehrten Massen und formen sich in festgefügter Einheit. Waffen, nichts als Waffen. Hinter der Front, in teilweise verlassenen, zu Schutt und Asche verbrannten Dörfern, ewig noch bedroht durch die schweren Grüße aus feindlichen Feuerschlünden, tauchen diese kraftvollen Gestalten auf und sammeln sich. Auch in dem bunten Wirrwarr des schnell erwachenden Lebens, der Pferde, Fuhrwerke und Waffengattungen aller Art, herrscht zielbewußte Ordnung. Und doch verrät kein einziges Lichtchen in der nun tief hereinbrechenden Dämmerung die Bewegung; nur leises Stimmengesflüster läßt dem Fernstehenden eine Vermutung zu, daß der Befehl zur Tat geworden.

Die Führer erscheinen, zu Pferde — zu Fuß. Nach kurzer Meldung noch ein paar kraftvolle, ermahrende Worte. Und schon sehen sich die Massen in Bewegung. Merkwürdig — nicht endlos lange Kolonnen auf einer Anmarschstraße — nein, Gruppen und Grüppchen strahlen aus auf den unzähligen kleinen Feldwegen, breitgetretenen Wiesenflächen, erweiterten Aderfurchen. Drei, oft fünf Minuten Abstand zwischen jeder Schar, fast zusammenhanglos, — wie die Flucht aus einem aufgeschauelten Ameisenhaufen. Aber alle haben sie dasselbe Ziel: nach Westen.

Drei, oft vier bis fünf Kilometer Marsch — da zeigen die in der Nähe matt einschlagenden Infanteriegeschosse, daß man im Feuerbereich des Gegners sich befindet. Jede Geländebefugung ausnützend, bald im Hohlwege, bald in einer Bodenwelle, geht es weiter. Kurz abgerissen, wie rollendes Geknatter, klingen die Salven des Gegners weithin schallend in die Nacht. Aber die Finsternis beschützt uns — es ist nur ein Vermuten, ein Treffen auf gut Glück. Und wenn die Leuchtflugeln in die Höhe steigen, für eines Herzschlags Länge das breite Gelände im Umkreis taghell erleuchtend, da sind die Abteilungen dem scharfen Auge des spähenden Gegners entschwinden — ohne besonderes Kommando liegen wir alle flach auf dem Boden; und Feldgrau ist eine gar gute Tarnklappe.

So gelangen wir an den Südausgang eines Dorfes; zum mindesten finden uns Mauerreste, Gestein und gepflasterte Straßen an, daß es einstmal ein solches gewesen. Fünfhundert Meter von der vordersten Stellung entfernt.

Wir marschieren im Gänsemarsch, militärisch ausgedrückt: in Reihen zu einem. Wie merkwürdig: am Eingang des ersten Gehöfts verschwindet der vorderste Mann, die anderen folgen, wie von der Oberfläche weggeblasen. Statt des Eingangs in einen Bauernhof entdeckt man einen schmalen Eingang in die Erde. Und den betreten wir. Über steinigem Untergrund steil abwärtsführend verschwindet der gewachsene Erdboden allmählich, und drei Meter unter ihm, beschützt durch die steilen, harten Wände und den massigen Erdaufwurf zu beiden Seiten, setzt man in schlangenförmigen Windungen den Marsch fort; hoch über einem aber, über der schmalen, offenen Rinne des Grabens, leuchten die Sterne vom Himmelsgewölbe hernieder, glitzernd in silberheller Schönheit.

Das sind die wertvollen Laufgräben, die den heran-eilenden Verstärkungen, der Ablösung, dem Transport von Lebensmitteln gestatten, ungeschen und ohne Verluste in die vordere Stellung zu gelangen. Wie weitverzweigte Polypenarme erstrecken sie sich nach rückwärts, durch Schulterwehren und überkreuzte Windungen Schutz bietend gegen Artilleriefeuer. Und hat uns erst die vorderste Linie aufgenommen, dann sind wir bald in der Lage, die abgelöste Truppe zu ersetzen und für weitere fünf Tage den stählernen Nervenkampf mit dem Feinde aufzunehmen.

M i n e n

Mitten in diesem unerhört wüsten Tumult von Erde, Menschen und Maschinen muß ich endlich Ruhe finden. Haushoch türmen sich, von der wütenden Explosion ge-

peitscht, die festen Erdmassen — die Schwefelgebräunten Gaswolken — die zackigen Eisenkloben gen Himmel. Die Türe meines Unterstandes stand weit offen, der lauen Morgenluft des herrlichen Frühlingswetters Eintritt zu gewähren. Ein langsam quirlendes Pfeifen rauscht in der Luft vorbei, wie eine schwerfällige, müde Granate, die aus weiter, weiter Entfernung abgeschossen wird und froh ist, das Ziel ihrer langen Reise erreicht zu haben. Und an solche verirrte Grüße gewohnt, setze ich gerade zu einem mitleidigen Lächeln an, da ertönt schon ein Schlag, der einem die Sinne zu benehmen droht — eine Detonation, die die Grundfesten der Erde wie bei einem Erdbeben erschüttern läßt — ein Dröhnen, wie ich es wohl noch niemals im Kampfe erlebt habe. Da war der Einschlag englischer Schiffsgeschütze doch ein Kinderspiel dagegen!

Seindliche Minenwerfer schweren Kalibers!

Unermüdtlich verrichten sie ihre grausige Arbeit in unseren Gräben. Und dazwischen das Heulen, Dröhnen und Aufpeitschen der Granaten — die Elemente sind in Aufruhr und spotten der stählernen Manneskraft. Ich rase zum Telephon — die Leitung an tausend Stellen zerrissen; ich schicke eine Ordonnanz ab, um die eigene Artillerie zu benachrichtigen, — da wird ein Offizier meiner Kompagnie, schwer gequetscht durch die unerhörte Wucht der einbrechenden Balken seines Unterstandes, auf der Bahre an mir vorbeigetragen. Zwei Meter Erddicke, Pufferschicht aus Steinen, einen halben Meter Balkenlage spielend durchschlagen! Ich versuche, einen Scherz zu machen, nicke tröstend zu und eile weiter, die Leute an

der Brustwehr zu halten: Aufpassen — aufpassen! Das ist das einzig wirksame Mittel, diesem Feinde zu begegnen. Kein Unterstand taugt da zur Abwehr!

Ich selber mit dem Glase vorne; — da wieder der kaum hörbare Abschluß; — wieder so ein zentnerschweres Ungetüm von drüben. Ganz genau kann man die steile Bahn dieser schweren, dreigespaltenen Massen in der Luft verfolgen — : hundertfünfzig Meter gegenüber uns liegt der Feind. „Achtung — volle Deckung hinter der nächsten Brustwehr nach links!“ — Eine wahnsinnige Detonation — Graben verschüttet. „Alles wieder an die Brustwehr — Gewehre vor!“

So ging es an zwei Stunden; die Leute aber schlafen und scherzen wieder, als sei Friede in diesen steilen Erdwällen!

N ä c h t l i c h e s S c h a n z e n

Lautlose Stille herrscht in der endlosen Schlangelinie der tiefen Erdbefestigungen. Schwarz umspannt der tiefe Schleier nächtlicher Finsternis die hochgewölbte Kuppel des Sirmaments. Burgfrieden!

Aber das ist nur der Schein, der äußerlich ist und trägt. Spähende Augen wachen an der hohen Brustwehr und prüfen durch Schießscharten und, wo es angeht, über Bank, das unsichere Vorgelände. Von Drahthindernis zu Drahthindernis. Und das Gewehr liegt im Anschlag, geladen und gesichert, die drohende Mündung auf die Stellungen des Gegners gerichtet. Mit zweistündiger Ablösung wacht in ihrem breit ausgedehnten Abschnitt die Hälfte der Kompagnie — wacht für die Sicherheit der ruhenden Kameraden, für die Sicherheit

des ganzen Vaterlandes. Monoton, wie die dumpf hallenden Schritte patrouillierender Posten, klingt der Gang der beiden Zugwachen und des Kompagniewachthabenden auf dem teils gepflasterten, teils mit langen Holzrostern versehenen Boden der Grabensohle. Tief unten im Erdreiche, am Ende der fünfzig bis sechzig Meter weit vorgetriebenen Minengänge, sind Lichtpünktchen bemerkbar: Pioniere, die des Nachts auf etwaige Gegenarbeiten des Feindes horchen. Die Scheinwerfer sind alarmbereit, um nötigenfalls in zwanzig Sekunden ihre grellen Lichter aufflammen zu lassen; in den gierigen Kammern der Maschinengewehre ist bereits der Patronengurt eingefügt: ein Druck auf den Knopf, und in rasendem Tempo speit der wassergefühlte Lauf flankierend sein Feuer auf die französischen Reihen. Auch die Trupps von Handgranatenwerfern stehen vorne, mit Ablösung an ihren munitionsgefüllten Kästen, des Augenblicks wütender Nachtkämpfe harrend.

So ist für jedermann Bestimmung getroffen in dem minutiös durchdachten Sicherheitsdienst.

Aber Leuchtkugeln sind heute Nacht nicht vonnöten; fast allzu grell wirken die bleichen Strahlen des eben aufsteigenden Vollmondes. Lange düstere Schatten ziehen umher — jeder blanke Metallteil an den Waffen übt Verrat. Und das Auge durchschaut auch in diesem fahlen Lichte die trennende Zahl von hundertzwanzig Metern zwischen Graben und Graben. Schon zischt hier und dort im grellen Mündungsfeuer ein Geschöß vorüber, klatscht hart an die dünnen Stahlschilde an und fällt, als breitgeschlagenes Kupferstück, ermattet rücklings zu Boden

nieder. Einzelnen Schüssen folgen Salven — folgt Artilleriefener. Doch was ist das? Ermatten die scharfen Pupillen in bleicher Gespensterfurcht? Nein, es hat sein zutreffendes Bewenden. Dort, dreißig Meter vor dem eigenen Drahthindernis, links des vorgeschobenen Laufscherpostens, kriechen flach auf dem Boden dunkle Gestalten, stellen Stahlschild an Stahlschild nebeneinander an dem weiß tracierten Bande auf und fangen an, im Boden zu wühlen. Mitten bei hellstem Mondenschein. Wühlen dort stundenlang, trotz rasenden Schnellfeuers des Gegners. Zuerst mit kleinen Spaten, dann mit großen; und unbekümmert um feindliche Geschosse schaufeln die wackeren Leute, daß es eine wahre Lust ist. Hoch fliegt die Erde zur Deckung an Brust- und Schulterwehr. Langsam, aber sicher, in stetem, ohnmächtigem Feuer kommen wir vorwärts: fünf Meter in der Stunde. Ein neuer Graben soll, auf einer kleinen Erhöhung liegend, vorgetragen werden, um die in der Mulde liegende Krümmung des alten abzuschneiden und Schußfeld zu schaffen. Fast ein rasendes Beginnen bei den hellen Nächten — aber es muß sein und es geht. Wir sind längst zu Maulwürfen geworden und verstehen uns auf diese Arbeit.

Und schließlich: wohl denen, die in dieser krampfhaften Nervenanspannung des täglichen Stellungskrieges irgend einen Befehl in die Tat umsetzen können, der nach kühnem Vorwärts, nach Angriff schmeckt. Wie eine brennende Zündschnur wirkt das auf den moralischen Geist der Truppe. Das liegt uns Germanen nun einmal im Blute.

Und das ist gut so!

Aus der Picardie

Ein ganz geheimes Kapitel aus meinem
Tagebuch

Es sollte Ruhe sein und war doch keine Ruhe. Die letzten Abendstunden im Graben zittern vor erwartender Ungeduld, wenn die Ablösung durch die schlangenförmigen Laufgräben tropfenweise eintrifft. Dann geben die Nerven nach.

12 Uhr wurde es heute, bis ich in dem zerschossenen Ch. . . eintraf. Heller, silberflutender Mondschein lag auf der Stellung, gespenstisch huschten die Schatten hin und her und irrend flogen die Kugeln ihnen nach. Die toten Trümmer des Ortes aber, in ihrem Halbdunkel, nahmen Formen und Gestalten an wie in den krausen Märchen alter Zeiten.

Mein Hofwägelchen, mit dem fünfzehnjährigen Belgier des Patronenwagens bespannt, brachte mich in elegantem Trabe in das alte Quartier im Schloßchen zu So So eine Fahrt „mit abgeblendeten Lichtern“, über holpernde Feldwege, an Granatlöchern und Gräben vorbei, hat auch ihre eigenen Reize. Noch traben wir an tief versteckten Batteriestellungen vorbei — Posten mit aufgepflanztem Bajonett treten aus ihren schützenden Erdlöchern heraus und fordern breitspurig die Parole. Ein Ruck in den Zügeln: „Madsen!“ Und die Straße wird freigegeben. —

Traumlos war die Nacht — bitterkalt durch die zerbrochenen Fensterscheiben, die die Hauptzierde meines Salons bildeten. Aber der Schlaf war gut und fest, trotz

der schief eingedrückten Matratze. Und dieser Zustand matter Erschöpfung, dem Körper und Geist sich willig hingaben, löste sich auf zu langer, wohltuender Ruhe bis in den Morgen hinein.

Der Bursche kam um acht Uhr in der Frühe; ich aber schlief bis um neune und erwachte bei helloderndem Kaminfeuer. Der gute Kerl weiß genau, wie wohl mir diese traute, anheimelnde Wärme tut und sorgt in umsichtiger Weise für seinen Herrn. Da bleibt kein Heiligtum unangetastet, wenn es sich ergeben sollte, daß gut Brennholz daraus zu machen ist.

Aus den Federn sprang ich, denn schon lodte der Sonnenschein mit glitzerndem Golde durch die eine noch unversehrte Fensterscheibe hindurch. Nun kam das all-erfrischende Naß — ein weißes Tennishemd wurde mit feierlichem Gepränge aus dem Koffer geholt — das war mein Festgewand an Sonntagen.

Es klopfte unaufhörlich — Ordonnanzen, Feldwebel, Offiziere und Zivilpersonen — aber sie alle machten schleunigst kehrt, als sie mich in wunderbarster Verfassung sahen. Doch mich kümmerte das wenig. Die Zigaretten wollten bei dem andauernd erneuten „Herein“-Rufen gar nicht zur Neige gehen. Auch mein Hofbarbier erschien und verhalf mir zu einer kalten Glaze und zu einem frischrasierten Gesicht.

Das dauerte bis mittags und noch länger. Die Leute hatten ihre Mühe, bis die Schafswolle mit dem Besen, der ohne Griff war und für vier Zimmer ausreichen sollte, gesammelt war. Man konnte es gründliche Frühjahrsläuterung nennen.

Aber endlich mußte doch auch gegessen werden. W... überraschte mich beim Klimpern auf einem vorjintflutlichen, Spinettartigen Klavier und nannte es höchst „faszinierend“. Vielleicht in Anbetracht der rauhen Kriegsverhältnisse. Schließlich wurde doch noch serviert. Grißsuppe gab es, anschließend daran einen zarten Rinderbraten mit „Pomme de terre Anne“, auf deutsch Bratkartoffeln, und Blumenkohl, vom Marfetenderwagen. Später Kirschentompott ohne Steine — was die Dauer des Frühstücks wesentlich beeinträchtigte — und zum Schluß den unvermeidlichen Delikateßkäse (in der Schachtel!). Ich habe zwar immer behauptet, Gorgonzola oder Stilton seien das einzig Wahre. Aber kein Mensch kümmerte sich darum. Dazu gab es Niersteiner, oder eine Flasche, die diese Etikette trug; genau kann ich mich nicht mehr entsinnen.

Nach einem molligen Mittagsschläfchen ging ich in den Park und plauderte wie gewöhnlich mit meinem Freunde. Das ist der französische Hauswirt; er behauptet zwar immer, das Haus gehöre ihm, aber ich traue der Sache nicht. Er ist aber trotzdem mein Freund. Jeden Nachmittag pünktlich um drei Uhr sitzt er auf einem alten, halbzertrümmerten Lehnstuhl inmitten des grünenden Rasens und träumt. Manchmal kamt er auch alte Erinnerungen aus seinem Gedächtnis und weiß sie mit allerhand erklärenden Gesten seiner mageren Hand geschickt vorzutragen. Der alte Mann hat siebzig bei Bourbadi mitgemacht und ist in deutsche Gefangenschaft geraten. Er war damals Sergeant bei der „leichten Artillerie“. Davon erzählt er gerne, und in seinen welfen

Augen glüht dann ein leichtes Feuer tatenfroher, jugendlicher Erinnerungen.

Heute begann er unvermittelt: „Wissen Sie, Kapitän,“ — so nannte er mich immer, da ich Kompagnieführer war — „es ist ein eigenartiger Menschenschlag, dies Volk aus der Picardie; oder eigenartig gewesen, damals, als meine Generation noch in der Blüte Ihres Alters stand. Was ist da mit hinübergekommen in die neue Zeit? Außer dem Überbleibsel an Dialekt, der kaum zu verstehen ist, nichts, fast gar nichts; und die letzten Spuren dieser alten Eigenart hat der Krieg hinweggefegt. Aber eines ist uns noch erhalten geblieben: wir sind gemüthlich — ja fast schwerfällig. Wohl von uralten Zeiten her. Es gibt wohl kaum etwas, das den eingefleischten Bewohner der Picardie aus der Ruhe bringen könnte.

O ja; er hat seine Fehler. — Aber kennen Sie die netten Histörchen, die über uns erzählt werden?“

Der Kapitän verneinte.

„Nun, so hören Sie einige:

In einem Dörfchen. Ganz in der Nähe (sagt man). Zwei Einwohner begegnen sich von weitem. Der eine war erst kürzlich aus dem Süden dort eingewandert. Aufgeregt stürzt er zum anderen:

„Picard — dein Haus brennt!“

Der andere: „Was denn! Ich habe ja den Schlüssel in meiner Tasche!“

In der Kirche einer kleinen Gemeinde.

Ein jüngerer Mann hat die hübsche Tochter seines Nachbarn im Auge.

Er geht in die Kirche, kniet vor dem Hochaltar nieder, auf dem die Madonna, das Kind im Arme, thronet und bringt seine Bitte um Erfüllung seiner Liebe zu Gehör der gütigen Gottesmutter.

Der Nachbar, der zufällig hinter dem Altar als Ministrant steht, durchschaut die Situation und antwortet gedämpft:

„Niemals — niemals!“

Darauf der junge Mann entrüstet zum kleinen Jesusfinde:

„Sei ruhig; mit dir spreche ich ja gar nicht!“

Die da kommen und gehen....

Schloß Sr., den 15. Juni 1915

Ein heißer, wolkenloser Sommermorgen. Tiefes, sattes Blau umspannt den hohen Dom des Himmelsgewölbes, daraus die goldengleißende Sonnentugel hervorlugt wie ein glühendes Auge. Leblos schmiegt sich die Natur in matter Erschöpfung an den nährenden Boden — nicht ein leiser Windhauch streicht durch das hohe Gras. Nur der Schatten uralter Baumriesen in dem sonnigen Schloßparke schleicht unmerklich umher, hüpfst in kindischem Spiele an den grünenden Halmen auf und ab und spendet im Vorübergehen den lebensfrohen Blumenfeldchen einen Augenblick kühlender Frische.

Der Park ist wieder gepflegt wie in alten Zeiten, da die Schloßherrin im Schatten der kühlen Laubgänge lustwandelte, in Gesellschaft ihrer Gäste; da Lachen und froher Sang erschallte auf den kiesbedeckten Wegen und manch artige Komplimente hin und her flogen in der tollen Laune übermütigen Glückes. Kleine, zierliche Pfade schlängeln sich durch das leuchtende Grün der rauschenden Wipfel, streben den freien, kunstvoll gehaltenen Rasenbeeten zu, um sich wieder auf der anderen Seite mit dem Hauptwege zu vereinigen. Noch verhüllt das dicke Geäst den majestätischen Blick der hohen Fassaden — noch versucht der mächtige Schloßgiebel sich dem suchenden Auge zu verbergen, um dem unbekanntem Gaste erst aus nächster Nähe sich in strahlender, imposanter Schönheit zu zeigen. — Doch da stutzt der einsame

Wanderer; — es ist, als ob eine unsichtbare Macht eingriffe in sein traumverlorenes Bewußtsein. Etwas muß es doch sein, was diesem tiefen, paradiesischen Frieden eine so erhebende Weihe verleiht. Und da tut es sich auf vor seinen Blicken: am Rande des Weges, scharf abgeschnitten wie von Künstlerhand, liegt das Grab eines deutschen Helden, schlicht und einfach mit seinem rohen, ungefügten Holzkreuz. Und doch zeugen die frischen Blumen von liebender Sorgfalt fremder Kameraden, zeugen von Andacht und Bewunderung für das stille, hohe Heldentum unter fremder Scholle. Nicht einsam und verlassen liegt dieses Stück abgerissener Heimatssehnsucht dort — viele, viele Kreuze sind da aufgestellt worden in dem hohen Grase — eine Welt, eine Heimat für sich, in der der Frieden wohnt.

Lange, sehr lange ist es her, da haben hier blutige Kämpfe stattgefunden — da sind sie gekommen, die hohen, markigen Gestalten mit den sehnigen Nerven und dem zielbewußten Auge, haben ihre Leiber wie einen Panzer aus Stahl vorgeschoben gegen den hartnäckigen Gegner, der so hinterlistig hinter Mauern und auf den Baumtanzeln saß. Aber gegen ihren siegreichen Willen vermochte kein Feind anzuhalten. **D a s w u ß t e n w i r**; aber wir wußten auch, daß die Erde rot werden würde von vergossenem Blute; daß wir kommen würden und wieder gehen müßten, ein jeder nach seiner Weise; daß es keinen Stillstand gäbe, kein zaghaftes Einhalten — sondern nur ein Vorwärts, unaufhaltsam dem endgültigen Ziele zu.

Und so sind auch diese Gräber nicht das letzte Glied

in der langen Kette von Tod und Leben: nur ein Zwischen-
ton in den mächtig brausenden Kriegsafforden — ein
Ton von weicher, zarter Färbung, der verklungen ist.
So ist auch das eisenzitternde Dröhnen der starren Röhre,
die sich neben diesen Kreuzen in die Erde gewühlt haben,
um den Riesenleib des feindlichen Ungetüms zu zer-
malmen, nur ein dumpfes Erklingen der tiefen Baßtöne,
das sich in den grausamen Chor einmischt, anschwellend
und wieder ersterbend. Und so wird noch gar mancher
Ton mit einstimmen in die brausende Fülle von jubelnden
Siegeshymnen und betenden Machtafforden, — diese in
schriller Dissonanz — jene in verklärender Schönheit.

Sie werden kommen und wieder gehen!

Aber wie einst aus den starren toten Ruinen dieses
zerstörten Schloßchens ein neues Leben aufkeimen
wird in alter, bunter Pracht, in nie versagender, ewig
rauschender Lebenswonne, so werden auch die, die da im
Heldenglanz ihres letzten, trotzigsten Willens gegangen
sind, und die nun der schattigen Rasen am Parkwege be-
hütet, wieder erstehen und den fliegenden Fahnen
voraneilen, wenn es gilt, in dem letzten gewaltigen
Sturme des Sieges Entscheidung zu bestimmen.

Dann werden die, die da von uns gegangen sind,
wieder bei uns sein!

Eine gewaltsame Erkundung

Jawohl, Herr Oberstleutnant — jawohl — ist bereits alles angeordnet. Herr Oberstleutnant können sich darauf verlassen! — Wie befehlen? —“

Dieser verfluchte Apparat, andauernd spricht wieder der Befehlsempfänger vom Südabschnitt dazwischen!

Der Telephonist: „Leitung frei — Regiment wird angerufen!“

Ärgerlich ergreife ich wieder das Hörrohr: „Hier Abschnitt D — ist Regiment da? — Jawohl, man hat uns eben unterbrochen. — Jawohl, um 10 Uhr heute abend. — Guten Morgen, Herr Oberstleutnant!“ —

Während ich auf breiten, verschalten Stufen aus dem tiefen, minierten Telephonunterstand emporsteige, befrage ich meine Uhr: Gott, was die Zeit so träge dahinschleicht — zwei Stunden bis Mittag! — Aber ich habe noch gar viel zu erledigen, bis der Sonne glühend Auge im Westen untergeht — der letzte Tag will ausgenüßt sein, voll und ganz. —

Der Führer meines Nachbarabschnittes wartet schon, mit ihm ein Batteriechef und einige Artillerieoffiziere. Mit dem Fernglas bewaffnet postiere ich mich am Beobachtungsstand und luge eifrig aus.

„Der letzte Schuß war zu kurz, Herr Hauptmann — außerdem etwa fünfzig Meter links der geplanten Einbruchsstelle!“

„Telephon!“

„Hier, Herr Hauptmann!“ — „Einundzwanzig — fünfundsiebzig, Zehn weniger — Schuß!“ Der Ge-

freite wiederholt und gibt den Befehl im Apparat weiter.

„Ab — gefeuert“ klingt es nach einigen Sekunden geheimnisvoll zurück, und schon zischt das Geschöß in rasender Eile über unsere Köpfe hinweg.

Der Einschlag war gut — anscheinend Rückenwehr des feindlichen Grabens. Das Schießen wird abgebrochen. Der Feind darf unter keinen Umständen merken, daß etwas im Gange ist — daß heute abend auf verabredetes Signal die Feuereschlünde von fünf Batterien sich auf tun werden, für zehn Minuten ihre Feuergeschwindigkeit restlos ausnützend, um den Angriff vorzubereiten.

Ich komme zurück; es ist Essenszeit. Strahlenden Gesichtes meldet mein Koch die leckeren Gänge seiner heutigen Speisenfolge. „Lieber Kerl,“ sage ich lächelnd, „heute lehnt mein Magen jede Zumutung ab. Geben Sie den anderen Herren um so reichlicher. Für mich nur das halbe Büchschon Kaviar, das wir noch übrig haben, und etwas Toast mit Butter!“

Er begreift das nicht recht, aber er gehorcht. Ich tröste ihn: wenn ich morgen noch hier wäre, würde ich seiner Kunst die gebührende Ehre erweisen. — Ein Gläschen prickelnden Sekttes erhöht die Nerventätigkeit. Ich sitze tiefgebückt an meinem teppichbelegten Arbeitstisch und schreibe den Angriffsbefehl für heute abend nieder. Punkt für Punkt wird überlegt — Folgerungen gezogen — in Befehlsform gebracht: Zweck des Unternehmens — Bereitstellung — Anweisung für die Pioniere — Artillerievorbereitung — Pfeifensignal — Sturm — Drahthindernis — Graben — Gefangene — Rückzug. —

3 Uhr nachmittags. Meine vierzig Freiwilligen erwarten mich am Ausgang des nördlichen Laufgrabens.

„Stillgestanden — Augen rechts!“ Und der älteste Unteroffizier meldet mir die Abteilung. Wie auf dem Kasernenhof.

Die Besten meiner Kompagnie!

Sie rühren und drängen sich dichtgeschart um mich. Dierzig hatte ich gebraucht — fünfundvierzig meldeten sich. Das Los mußte entscheiden. Ich rufe alle namentlich auf und schaue ihnen prüfend in das gebräunte Antlitz. Die Hälfte junge forsche Kerle — als Freiwillige im Januar ausgerückt, die sich darnach sehnten, so einmal ganz persönlich den Gegner kennen zu lernen, dem sie nun monatelang im zähen Erdkampfe gegenüberlagen, um Abrechnung zu halten für dies oder jenes — dazwischen alte, kriegserprobte Männer, die den zischenden Kugelregen aus mancher offenen Feldschlacht kannten und „so etwas noch einmal mitmachen“ wollten. Auch ein Bayer darunter, der nicht zu bezähmen war.

Ja, auf solche Jungens konnte man bauen — und stolz sein!

Ich verlese meinen Befehl — langsam und deutlich — gebe zu jedem Punkt die notwendigen mündlichen Erklärungen und bezeichne aufs genaueste das Gelände. Mein Regimentskommandeur hatte mir völlig freie Hand gelassen über Auswahl der Stelle, wo ich in die feindliche Linie einbrechen wollte. Natürlich dort, wo wir dem Feinde am nächsten lagen — und wo seine Drahthindernisse am schwächsten erschienen. Den ganzen Tag zuvor hatte ich mit meinem Glase jeden Zollbreit der feind-

lichen Stellung beobachtet und eine „schwache“ Stelle gefunden: Zwei Reihen festverankerter Drahtwalzen und sogenannte „spanische Reiter“. Dahinter eine Reihe Stolperdrähte.

Um vier Uhr ist meine Instruktion zu Ende, die Leute werden entlassen. Alles, was in Menschenhand steht, ist getan. Heute nacht muß jeder, vom Offizier bis zum letzten Mann, selbstständig handeln. Das wissen meine Jungens ganz genau: an ihren Augen könnte man es ablesen, den Siegesmut — die Kampfesfreude — die Einsetzung der ganzen Persönlichkeit in den Dienst der Sache. Der Bayer kam natürlich noch zu guter Letzt mit der Bitte, ob er statt seines Gewehres ein langes Messer mitnehmen dürfe; er verstünde sich besser darauf!

Lächelnd gewährte ich. —

Die folgenden Stunden, bis zur einbrechenden Dunkelheit, sollten programmäßig einer intensiven Ruhe gewidmet werden; aber es kam kaum dazu. Rasselnd und geschwählig trat das unermüdlische Telephon in Tätigkeit: der Führer der Nachbarkompagnie wollte sich noch einige Instruktionen holen — Regiment und Abschnitt verlangten zu wissen, ob auch alles in bester Ordnung sei — dazu erschien der Führer der mir zugeteilten Pioniere, ein junger, schneidiger Säbner, um noch persönlich über einige Fragen orientiert zu werden. Vielleicht hatte diese dauernde Inanspruchnahme das eine Gute für sich, daß die aufgepeitschten Nerven nicht zur Ruhe kamen — keine Gedanken, die abseits schweifen konnten von dem einen, großen, unerbittlichen Ziele. —

Halb zehn! Ich luge aus der engen Pforte meines tiefen Unterstandes heraus: pechschwarz ist bereits die Nacht. Die Sterne haben sich hinter düster drohenden Wolken versteckt und der Mond liegt in tragem Schlummer. Erst um Mitternacht steht er auf, um langsam seine vorgeschriebene Bahn zu durchwandern. Hei — das ist gerade die Nacht, die ich brauche. Nun wird es Zeit, die Vorbereitungen zu treffen: Der Revolver wird nachgesehen und geprüft: neun Schuß in der Waffe und ein Ersatzladestreifen werden wohl genügen. — Das lange dolchartige Messer blinkt mich strahlend im matten Scheine zweier Kerzen an, tatendurstig nach langer Ruhe. Ja, ja, du sollst heute abend ein Meisterwerk vollbringen. — So, und nun noch alle Taschen nachgesehen: kein verdächtiges Papier darf Zeuge sein der eigenen Befehle und Anordnungen.

Auch den Ring meines Vaters zog ich ab und legte ihn auf den Tisch — wer kann wissen??

Dann eilte ich hinaus. Es war so dunkel, daß man kaum die Schulterwehren des eigenen Grabens richtig unterscheiden konnte. So rennt man hier und dort an, bis der Eingang zum Horchposten erreicht wird. Da stehen schon die vierzig Freiwilligen, alle bis an die Zähne bewaffnet — dunkle Gestalten — entschlossen bis zum Äußersten.

„Alles hier?“ — „Zu Befehl!“

Ich ordne die Gruppen und verteile die mit Handgranaten bewaffneten Pioniere. Dann geht es leise vor, den schmalen Horchpostengang entlang bis zur äußersten Sappenspitze; hier und da blißen einige Schüsse hüben

und drüben auf, die Wachsamkeit der Leute anregend. Wir müssen noch in einen kleinen Stützgraben hinein, der von alten Kämpfen herrührt und uns gerade, Mann an Mann dichtgedrängt, bis zur Kniehöhe faßt.

Der Befehl zum Aufpflanzen der Seitengewehre wird durchgegeben.

Da — auf einmal — genau verabredet nach Divisionszeit zehn Uhr vierzig faust der erste Artillerieschuß fauchend über unsere Köpfe hinweg — ein grelles Aufblitzen kündigt den Einschlag in der feindlichen Linie an. Und dann folgt Schuß auf Schuß — zischend und krachend fährt das durch die unsichtbare Nacht wie die Gewalten der Hölle — die Sprengstücke der eigenen schweren Geschosseinschläge fliegen über unsere Köpfe hinweg, aber das Herz lacht einem im Leibe bei dem Anblick der entfesselten Natur. In unaufhörlichem Gepolter rasen die rotglühenden Massen dröhnend durch die zitternde Luft, bersten in Ioderndem Feuerchein an ihrem Ziele — unaufhörlich — unaufhörlich — als ob sie das Stückchen Erde vernichten wollten von Grund auf.

Zehn Minuten dauerte der Überfall — um 10⁵¹ sollte ich das Signal zum Sturm geben. Siebernd ziehe ich die Uhr heraus und versuche die elektrische Taschenlampe in Bewegung zu setzen. Sie will nicht und versagt den Dienst wie gewöhnlich in solchen Augenblicken. Kurz entschlossen wird, jegliche Vorsicht außer acht lassend, ein Streichholz entzündet: 10⁵⁰. Schon merke ich auch, daß die eigene Artillerie weisungsgemäß beginnt, ihr Feuer langsam nach rückwärts zu verlegen.

Ich setze die Signalpfeife an und beginne zu zählen.

Siebernde Augen und geballte Säufte am Bajonett; aber schon beginnt auch drüben die ganze Linie, durch die rasende Artillerievorbereitung aufmerksam geworden, ein mörderisches Infanterie- und Maschinengewehrfeuer.

Die Hölle ist los: egal — ein gellender, aufpeitschender Pfiff — und vor stürmten wir.

Es ist schwer, über alle Einzelheiten der folgenden Minuten Rechenschaft abzulegen. Es ist ein transzendentaler Zustand, der einen in frenetischem Rausche umgibt und die Handlungen instinktiv bestimmt.

Im ersten Anlauf hatten wir die hundertzwanzig Meter überwunden, die uns vom feindlichen Graben trennten; dann stießen wir in vollkommenster Dunkelheit auf das Drahthindernis. Manche hatten es wohl noch rechtzeitig bemerkt und in kühnem Sprunge überwunden; andere blieben darin hängen und suchten mit übermenschlicher Anstrengung vorzukommen. Da standen wir auch schon vor den Schießscharten, aus denen das grelle Mündungsfeuer der feindlichen Gewehre hervorschoß wie zündende Blitze. Und ich sah einen, der in diesem ewigfurchtbaren Augenblicke lächelte, den Revolver nahm und auf die Blende zielte.

Auch einen Todeschrei hörte ich, gellend und markerschütternd.

Dann ein Sprung — und wir waren im feindlichen Graben. Drei Minuten waren eine Ewigkeit für acht Leichen und zwei Gefangene. Aber nervenaufpeitschend war es doch, dieses Aufraffen feindlicher Menschenleben, dieses wichtige, tappende Ergattern von Briefen, Pa-

tronen und Kartenspielen, die dem Gegner gehörten, in der schwarzen Nacht tiefer Erdhöhlen. Und ein Herr zu sein auf fünfzig Meter feindlichen Bodens, darinnen das Blut rann in dickem Strome. Aber noch war die Tat nur zur Hälfte gereift — der zweite Teil stand noch bevor, graufiger als der erste!

Leuchtbomben und Raketen erhellten die Nacht, und die Kugeln, die nun gezielt waren, piffen aufpeitschend und schneidend um die Ohren. Zerstreut lagen die Toten und Verwundeten vor dem Drahtverhau, darunter wir zum letzten Sprunge hervortrochen.

Zum Sprunge auf Leben und Tod!

Es gelang. Mit einer Beute von mehreren Gefangenen, die den höheren Befehlsstellen wertvolle Unterlagen für die feindliche Kräfteverteilung liefern konnten, kehrten wir nach Hause.

Wir wenigen aber, die wir dem Leben wiedergegeben waren, werden diese fiebernden Minuten nie mehr aus dem Gedächtnis verlieren!

Intermezzo

4. Juli 1915

Zu Haus und in dem Kriege herrscht der Mann
Und in der Fremde welf er sich zu helfen!

Goethe „Iphigene“.

Allenthalben regt sich bei unseren tapferen Feldgrauen im Westen der Gedanke, die Stunden, die ihnen nach den schweren Strapazen des zähen Grabenkrieges zur Ruhe gegönnt werden, auszufüllen in fröhlichen, gemeinsamen Unterhaltungen. Und dem Gedanken folgt auf raschem Fuße die Tat. Nicht nur sind diese Mannschafsfeste in Feindesland ein unumstößlicher, herrlicher Beweis für den siegreichen und ungebrochenen Mut, der die Truppen trotz schwerer, nun über ein volles Jahr dauernder Kämpfe beseelt — nein, sie sind auch ein ureigenstes Symptom deutschen Wesens, deutscher Art und deutscher Betätigung. Das hunnische Barbarentum, das uns von dem Schwarm unserer Feinde nun schon so oft vorgeworfen wurde, daß es beinahe zum Gemeinplatz einer banalen Redensart herabgesunken ist, verklärt sich auch hier wiederum in einen sonnig-fröhlichen Nachmittag, einen blauen Himmel, eine saftig grüne Wiese, und auf ihr eine buntbewegte Schar lachender und scherzender Krieger.

Auch Hessens tapfere Krieger wollten es sich nicht nehmen lassen, ein Stück fröhlicher Heimatpoesie auch in fernem Feindesland zu genießen und ihren Kameraden zu zeigen, daß auch in ihnen nicht nur jener todesverachtende Mut wohnt, der unseren Feinden ein Schrecken und uns selbst eine Bürgschaft bedeutet zu stolzer Siegeszuversicht, sondern auch in gleicher Weise

ein nie versiegender Quell herzlichen und sonnigen Humors.

Dieser aus ihrer eigenen Mitte hervorgegangene Wunsch kam bald zur Erfüllung. Die sechste und siebente Kompagnie (des Leibgarde-Infanterie-Regiments) hatten sich zusammengetan, und dank eines wohlgelungenen Ineinandergreifens aller daran Beteiligten entstand ein Fest, das, unterstützt durch die blendende Schönheit eines wolkenlosen Tages, in seinem Verlauf nicht wirkungsvoller und günstiger hätte erdacht werden können.

Ein Tag, wert der Erinnerung künftiger Zeiten!

Und die Vorbereitungen? — Knapp vier Tage vorher, vorne im Schützengraben hatte der Kompagnieführer sein Einverständnis mit dem Plane erklärt und die erste Besprechung mit den „maßgebenden“ Persönlichkeiten abgehalten. Eine Rundfrage in der Kompagnie ergab erstaunlich viel Material an geistigen und körperlichen Künstlertalenten, die sich sofort bereit erklärten, sich in den Dienst der allgemeinen Sache zu stellen. Die kurze Frist von drei Tagen wurde mit fieberhafter Eile ausgenützt. Selbst im Granat- und Minenfeuer konnte man selten an Stollen oder Unterständen vorbeikommen, ohne einzelne Leute zu beobachten, die Verse oder Prosa schrieben, deklamierten, sangen oder auch im Ringkampf sich übten. Ein Unterstand wurde sogar zur Instrumentenfabrik umgewandelt: alte Konservendbüchsen, Stolperdraht, Eisenstangen, Hindernispfähle — alles mußte dazu herhalten und fand geeignete Verwendung.

So rückte der Tag des Festes heran.

Pünktlicher, als es das reichhaltige Programm vorgesehen, begann der Auftakt dieser köstlichen Stunden. Kurz vor drei Uhr hatten sich beide Kompagnien vor dem Schloßchen zu So . . . versammelt und zu ihnen gesellte sich die vollzählig erschienene Regimentsmusik. Unter dem Klange wohlbekannter vaterländischer Weisen zog die stolze, an vierhundert Köpfe zählende Kriegerschar, voran die Offiziere beider Kompagnien, am Stabsquartier des Regiments vorbei auf die zum Festplatz hergerichtete Wiese. Kaum war das Kommando zum Weggretreten gegeben, da begann schon das fröhliche Durcheinander — ein Wettlaufen nach Tischen, Stühlen, Bänken und schattigen Plätzchen, und es kostete Mühe, den strategischen Überblick zu bewahren, der im geeigneten Momente der eintretenden Ruhe den Beginn der Festlichkeiten zu verkünden erheischte. Die Offiziere hatten an einer festlich gedeckten Tafel, auf der nicht einmal der Luxus eines blendend weißen Tischtuches fehlte, Platz genommen. Ein bejahrter Wehrmann, seines Zeichens „Oberkellner“, zapfte bereits unablässig an einem Säßchen echt bayrischen Bieres und versäumte nicht in seiner dienstlichen Berufseigenschaft, bei jedem der immer zahlreicher werdenden Gläser ein leise flüsterndes „Zum Wohl“ dazuzusetzen. Fast alle Herren des Regiments, soweit sie nicht dienstlich unabkömmlich waren, an ihrer Spitze unser hochverehrter Kommandeur, waren erschienen — ja sogar unsere Schwesterwaffe, die Artillerie, war mit ihrem Regimentsstabe vertreten.

Endlich hatte sich die allgemeine Aufregung so weit gelegt, daß an den Beginn des eigentlichen Programms

gedacht werden konnte. Auf einen Blick seines Herrn und Meisters hin begann nun der „Conferencier“ durch eine schrille Sirenenpfeife die Aufmerksamkeit der großen Hörerschaft auf sich zu lenken, und nach einigen einleitenden Worten setzte die Kapelle zu dem ersten Verse des berühmten *Vereinsfahnenliedes* ein, in den der ganze Chor einstimmte. Die zehn schönsten Verse dieses Liedes, bekannt durch ihre mannigfache Abwechslung und ihren tieferen Gedankenreichtum, wurden andachtsvoll zu Gehör gebracht — dann siegte der Durst und behielt für die nächsten Minuten die Oberhand. Wieder ein Pfiff — und der berühmte Kriegsphilosoph Johann Schmidt betrat die verschwenderisch ausgestattete Rednerbühne zu einer wohl gelungenen und fein durchdachten *Ansprache*, die in einem dreimaligen Hoch auf den Landesherren und das ganze starke deutsche Vaterland gipfelte.

Brausend und martig erschallte der vielstimmige Ruf durch die Luft — begeistert wurde die deutsche Kaiserhymne stehend gesungen, an die sich dann ein allgemeines Händeklatschen und Bravorufen, dem Redner zu Ehren, angeschlossen. Und mächtig starke Sieges- und Dankeszuversicht erfüllte aller Herzen.

Immer regamer und fröhlicher wurde der Betrieb auf dem Festplatze; schon hielten es die meisten nicht mehr auf ihren Bänken aus und bald waren die verschiedenen Anlagen und Sehenswürdigkeiten ein Gegenstand ständigen Interesses. Ganz besonders fesselte ein kunstvoll gebautes, zweiflügeliges Karussell die Aufmerksamkeit der Leute, und selten blieb es von seinen Gästen verschont,

die in waghalsigen Schnelligkeitsrekorden sich zu überbieten versuchten. Und aus welcher einfachen Mitteln war es hergestellt worden! Ein starker Baumstamm, tief in die Erde eingelassen, trug an seiner Spitze eine gebrochene Achse nebst Wagenrad, und an diesem waren, mit langen Ketten gehalten, die Sitze befestigt! —

Die nächste Nummer des Programms brachte den Anfang der Olympischen Spiele. Vielversprechend begannen die Ringkämpfe: das erste Paar zeigte in langsamer Folge alle Kunstgriffe und Wendungen, deren sich die Berufskämpfer bedienen; im zweiten Paar standen sich der Meisterschaftsringer von Dieburg, dem von Pfungstadt gegenüber. Es war ein harter, auf beiden Seiten mit der größten Energie ausgeführter Kampf fast gleicher Kräfte. Nach acht Minuten siegte jedoch der an Gewicht bedeutend schwerere Dieburger. Eine seltene Überraschung bot das dritte Paar: der größte und der kleinste Mann der Kompagnie waren ausgesucht worden und riefen durch ihr absolutes Nichtkönnen und drolliges Benehmen eine geradezu überwältigende Heiterkeit hervor; die Lachsalben wollten kein Ende nehmen.

Nicht lange währte der Hinikkaampf; ein arges Mißgeschick verfolgte die Besiegten, die schon kurz nach Beginn ihres siegesstolzen Auftretens durch geschicktes Ausweichen und einen energischen Nachstoß von seiten ihrer Gegner aus dem engbeschränkten Zirkel herausgedrängt wurden.

Um so interessanter verlief das nachfolgende Sacklaufen. Reich an drolligen Zwischenfällen, entbehrte

es keinesfalls Momente äußerst drastischer Komik. Schon der Start mußte des öfteren wiederholt werden, da gerade die herkulischen Gestalten sich in dieser ihre Bewegungsfreiheit äußerst hindernden Lage nicht mehr in der Gewalt hatten und bei der leisesten Bemühung umfielen wie ein Kartenhaus; und von den acht „erstklassigen“ Vertretern erreichte, wenn ich mich recht entsinne, nur einer das Ziel, ohne unterwegs mit Mutter Erde in Berührung zu geraten. Auch hier kam der urwüchsigte deutsche Soldatenhumor reichlich auf seine Kosten.

Eine ernstere Prüfung erhielt das sich anschließende Tauziehen durch den hochbedeutsamen Moment eines richtigen Länders-Wettkampfes. Die mit einem der letzten Transporte erschienenen badischen Landesfinder — im ganzen neun — hatten sich zusammengefunden, um sich einer ebenso starken Schar hessischer Söhne messend gegenüberzustellen. Mit heiligem Eifer und wichtiger Würde wurden die Vorbereitungen getroffen, jedem einzelnen der hohe Ernst der Situation vor Augen geführt und Verhaltensmaßregeln zugestüstert. Und auf ein kräftiges: „eins — zwei — drei“ straffte sich das Seil mit ungeheurem Rucke und der Kampf begann. „Ein Ruck — ein Ruck“ so erscholl es in gewaltigen Atempausen auf beiden Seiten, und lange Zeit hindurch wogte das Zerren unentschieden hin und her. War es nun die glühende Begeisterung — das stets anfeuernde Zurufen auf hessischer Seite — oder wirklich ein Übergewicht an ausgleichenden Kräften — kurzum, die tapferen Hessen siegten, und unbändig klang der frohe

Siegesjubel über die neuerfochtene Waffentat ringsum im Kreise.

Mit dem Hoch- und Weitsprung fand die Reihe der olympischen Spiele einen würdigen Abschluß. Schöne Leistungen in sportlicher Beziehung wurden hier vorgeführt, und es war nicht ganz in das Reich lustigen Humors zu verweisen, wenn auf dem Programm vermerkt stand: „Vorbereitung zum Überspringen der feindlichen Schützengräben.“ Denn es ist keine kleine Kunst, fünf Meter breite Drahthindernisse und erweiterte Schützengräben mit hohen Erdaufwürfen im Sprunge zu überbrücken! Hochsprünge bis 1,65 Meter (mit kleinem Sprungbrett) und solche in der Länge von über fünf Meter wurden von einigen Leuten mit Leichtigkeit bewältigt. Wer aber der Meinung ist, es hätten sich an diesem Sportzweige nur die jungen Mannschaften und geübte Turner beteiligt, der irrt sich gewaltig. Gerade die älteren Jahrgänge, und unter ihnen besonders hervorragend der „Feldküchenmeister“, der den würdigen Rang eines Unteroffiziers der Landwehr bekleidet, suchten ihr Können in dieser Beziehung in das beste Licht zu setzen, wenn es auch manchmal nur „beim Anlauf“ blieb (und auch stecken blieb!) und hierbei Wit und Humor reichlich auf ihre Kosten kamen. Warum soll aber der Schuster immer bei seinen Leisten bleiben?

Das nun folgende, nur aus wirklich geschulten Sängern bestehende Doppelquartett brachte vier ganz wunderbar klingende und ans Herz greifende Lieder zu Gehör, denen alle in andachtsvoller Stille lauschten. Es waren weihevoll Minuten, und tief ergriffen

dankten wir alle zum Schlusse den Spendern dieses selten=herrlichen Genusses.

Die nun einsetzende „Kunst“—pause sollte vorbereitend wirken auf den folgenden Glanzpunkt des Festes: den Vortrag des — ich zitiere das Programm — weltberühmten Schauspielers und Kammerjägers Fritz Reinhardt. Die Glocke des Spielleiters ertönte — alles verstummte und scharte sich im Halbkreis um die Rednerbühne herum, die der Künstler, in der Hand die Blätter seines Manuskriptes, mit eleganter Sicherheit soeben betrat. Und mit heller, fein abgetönter Stimme begann er, nach einer kurzen Anekdote über unsern Hindenburg, mit dem Vortrag seines selbstverfaßten „Lied vom Schützengraben“, das frei nach Schillers Glocke, mit dem bezeichnenden Motto: *Nix manger — toujours travailler*, die Freuden und Leiden des gemeinen Mannes in genialen Versen zum Ausdruck brachte.

Langanhaltender, nicht endenwollender Beifall belohnte den Dichter am Schlusse seines Vortrags für seine einzigartige Leistung; und man sah es den Leuten allen am Gesichte an: Freud und Leid, was auch immer des Kriegers Herz bewegen möge, alles ward ihnen hiermit aus dem Herzen gesprochen.

Den Schluß des reichhaltigen Programms bildete ein Konzert der „Barbaren=Kapelle“ sowie das Auftreten des berühmten bayrischen Solosängers und Feuerschlüßers August Schorer. Beide Nummern fesselten durch ihre unwiderstehliche Komik und trugen zu dem Gesamterfolg des ganzen Festes wesentlich bei.

So war es mittlerweile fast 9 Uhr abends geworden

— und noch immer war kein Ende dieser fröhlichen und begeisterten Stimmung abzusehen. Ein feindlicher Flieger stattete uns noch einen Abendbesuch ab und erinnerte uns daran, daß wir nicht im Frieden lebten, sondern nur etwa fünf Kilometer hinter der vordersten Linie lachten, scherzten, sangen und plauderten.

Allen Beteiligten aber werden sie unvergeßlich bleiben, diese köstlichen Stunden voll sonnigen Humors und sorgloser Vergessenheit, dieses glanzvolle

Sommerfest in Feindesland!

Brüssel

Starr und trozig ragen die beiden gotischen Türme von St. Gudule empor — flozig streben sie in festgefügtm Bau an die Wolken hin, die grau und träge durch des Äthers wesenlose Masse dahinschweben. O, sie sind nicht stumm, diese Türme — sie reden ihre Sprache, die drohend ist und wüchtig wie die imposante Schönheit ihrer steinernen Formen. Mit Augen, die nicht von Menschen stammen, schauen sie in fieberndem Gleichmaß auf das Leben herab, das Tausende und aber Tausende dort unten führen — saugen das Bild auf, das ihnen jede Minute wechselnd und in neuen Farben vor Augen führt, und speichern dies verborgene Wissen in den Quadern ihrer hehren, kalten Keuschheit. Nicht die kleinste Bewegung entgeht ihnen oder ist ihnen entgangen. Glutaugen sind es, die aus schwindelnder Höhe herabschauen in die dunklen Tiefen. Und wenn der brausende Orgelton in vollendeter Schwingung emporquillt und in erschauerndem Beben durch die Fugen dringt, dann ringen die Seelen dieser beiden Türme um die Freiheit ihrer schweren, drückenden Mitwisserschaft — sie ringen nach erlösender Wahrheit.

Wirbelnde, wirbelnde Menschenmassen stauen sich auf den weiten, verzweigten Boulevards; hastig drängen die einen, müßig schlendern die andern. Ein Farbenbild mit schreienden Tönen und stechenden Dissonanzen. Es ist der Übergang, der doch kein Übergang ist. Denn es gibt Menschen, die ihn nicht merken, oder auch nicht

merken wollen. Von den Bäumen rieseln leise die herbstlich gefärbten Blätter herab; lange schweben sie in der leise säuselnden Luft, wiegen sich hin und her, von einer Seite zur anderen, als ob sie das Plätzchen Erde bestimmen wollten, darauf sie sich ausruhen von ihrer luftigen Höhe. Und raschelnd werden sie dann beiseite geschoben von den weißen, pußigen Schuhen und Schühchen. Hin und wieder versuchen die schon gelblich schimmernden Sonnenstrahlen durchzukommen und das neckische Spiel mit den vielen kleinen Schattensflecken aufzunehmen, die unter den Ästen und Zweigen gespenstisch hin und her huschen. Aber es gelingt ihnen nicht mehr wie früher. Kalt und fröstelnd bleibt der Atem und sucht nach wohlthuender Wärme.

Es ist Herbst, deutscher Herbst in der fremden Stadt. Die Menschen aber wollen noch den Sommer haben, weil sie wissen, daß schon der zweite Winter naht, den sie so verleben werden. —

Heute dröhnen die Kanonen; wuchtig hallen die dumpfen Abschüsse in harter Folge aufeinander durch die klare, reine Morgenluft. Krieg im Frieden! Und die aufgeschreckte Natur hält einen kurzen Augenblick inne, um des Schauspiels gewahr zu werden. Über dem mächtig hohen Kuppelbau des Justizpalastes fliegt der kühne Flieger aus Feindesland. Nicht unbehelligt, aber doch unversehrt scheint er über unsere Stellungen gekommen zu sein, und schwebt nun mit vollendeter Grazie über dem Weichbild der belgischen Hauptstadt. Welch herrlichen Anblick muß er doch von oben genießen aus

seiner schier unermesslichen Höhe — diese kompakten Häuserreihen, dicht aneinandergedrängt, die das weite innere Nest der Stadt in mütterlicher Umklammerung begrenzen — die schier endlosen Straßen und Wege, die aus allen Richtungen hineinströmen in die wogende Masse bunter Häuserreihen und zierlich angelegter Gärten. Aber das jagende Tempo seiner Schwingen läßt ihm wohl wenig Zeit — er reißt das Höhensteuer hoch und sucht den weißen Wölkchen zu entgehen, die in gefahrdrohender Nähe plazen. Es ist, als ob dieser Kampf, der für uns Frontmenschen fast zu nebensächlicher Alltäglichkeit herabgesunken ist, für Minuten dies träge, schleichende, vergnügungssüchtige Leben Hunderttausender aufrüttelte und ihnen die gellende Warnung zurief: „Es ist Krieg da draußen — furchtbarer, heiliger, ernstest Krieg!“

Brüssel bei Nacht — das Zentrum eine einzige, große, grelle, heißflutende Welle — ein Lichtmeer, darinnen Tausende und aber Tausende schwimmen, sprudelnd in Lebensfülle, schwimmen, untertauchen und — untergehen. Heiß schlägt einem dieser pulsierende Lebensstrom entgegen, für den Tastsinn fast empfindbar, wenn man aus den niedrigen Gassen und engen Winkeln plötzlich in die Schranken dieser abgegrenzten Welt tritt. Und man bleibt unwillkürlich stehen, gebannt wie von einer übernatürlichen Erscheinung — unfassbar für den, der nur die heißen Schlachtnächte kennt mit ihrer Hölle, ihrem Tod und ihrem gewaltigen Tatenleben. Glitter und Tand feiern ihre Triumphe — warum soll dieses ver-

goldete Zwitterdasein nicht Abwechslung bieten können für Minuten und Stunden? Gegensätze tun wohl, und der herbe Kontrast, der so recht im wechselvollen Kriegesleben Wurzeln gefaßt hat, kommt auch hier auf seine Kosten.

Nur die Augen sind anders geworden als früher, und wenn auch der Mund sich hier und da zu einem erlösenden Lachen verzieht — die Blicke verraten doch eine nie geschäute Erkenntnis der Dinge, die da zwischen Erde und Himmel sind. —

Die fremde Stadt hat immer ihr eigenes Säuseln — die Atmosphäre drückt bleiern auf die weite Glucht der Straßen, und die Menschen steigen über die Kluft fremdartiger Rassen hinweg. Da gibt es stiere Augen, die das offene Licht scheuen und unruhig hin und her flackern durch die Gewöhnung an Dunkelheit; da gibt es Blicke, die sprechen — eine Sprache des Unwillens und des Hasses für die fremden Eroberer, die so leicht und sicher, in althergebrachter ritterlicher Weise, über den fremden Besitz zu eigen verfügen; da gibt es typische Weltverächter, die den Zustand des Krieges nicht anders empfinden als eine niedliche Abwechslung bestehender Zustände.

Und trotzdem — versteckte Neugier allenthalben. Landsturm und Landwehr haben die Stadt besetzt und ihre wuchtigen Schritte erschallen auf den Bürgersteigen der Bummelwege, auf den gedämpften Anlagen der Ringstraßen, auf den durch hohe schmale Häuserreihen begrenzten Gassen der dunklen Vorstädte. Überall

lachen uns die bärtigen Gesichter entgegen — Posten um Posten, in weitverzweigtem Netze, das aufgepflanzte Gewehr umgehängt, bieten Schutz und Sicherheit, und an den öffentlichen Gebäuden weht das Wahrzeichen deutscher Einigkeit.

Deutschland wartet — und hofft — und siegt.

Das Hohe Lied des Krieges

Zum Jahrestage des Kriegsbeginns

Stürme von Jahrtausenden sind durch den Weltenraum getost. Unermeßlich, unerforschlich ist die Zeit ihres Werdens und die Macht ihrer Kräfte. Nur der Zustand ihrer abgeschlossenen Folge ist geblieben. Handgreiflich für jedermann, und doch ein Rätsel.

Länder und Völker entstanden — die Wirbel der Zeiten rissen sie hoch — schmetteten sie nieder, und das Szepter der Hoheit wanderte von Sieger zu Sieger. Das Recht des Stärkeren ward Gesetz, darüber die Waffen herrschten in eisernem Zwange. Und weil der Stärkere nicht immer der Bessere war, bekehrte sich der Gedemütigte nicht zur Demut.

Krieg! lautete die Losung — und der Frieden war nichts als Waffenstillstand. Täglich, stündlich konnte es dem lauernnden Feinde einfallen, gleich dem Beute witternden Aasgeier hervorzustoßen auf das wehrlose Opfer, wenn er sich nur als der Stärkere fühlte.

Und er fraß, bis er satt war. Auf dem Haupte aber trug er irgendeine Krone, und die Krallen, die rot waren von hinterlistigem Mörderblute, waren für ihn das Symbol der höchsten Kultur, Krallen der Unschuld.

Das aber ist das Zeichen dieses Krieges: Es ist ein heiliger Krieg! Heilig ist sein Name, denn das Volk, das ihn führt, siegt im Glauben der Gerechtigkeit und in der Treue, die seines Wappens Schild war. Glammend war das Schwert dieses Volkes, da es aus der Scheide gezogen war, frei und kühn die Stirne, die es bot, blond die Locken seiner Kinder.

Das Volk der Germanen zog in den Krieg. Ein Hort des Friedens war das Volk gewesen — ein Baumeister, der in zielbewußter, eiserner Arbeit die Zeiten der äußerlichen Ruhe ausnützte, um Stein auf Stein zu setzen zu dem Bau eines segensreichen Menschheitswerkes. Und nun hörte er auf in seinem Werke und griff zu den Waffen.

Denn der Himmel ward finster — schwere, unheilvolle Wolken sperrten der Sonne des Friedens den Weg. Und das Heer der Hasgeier erfüllte mit seinem ächzenden Kreischen die Luft. Sieben an der Zahl, mit ihrem dunklen Schwarme, dünkten sie sich stark genug, das Werk zu zerstören, das seiner Vollendung entgegenging. Da erschien der Geier des Neides, der Geier des Hasses, der Geier der Mißgunst, der Geier des Verrats — und die junge listige Brut zog hinterdrein, wie die fläffende Meute.

Aber es war einer unter ihnen, der war gieriger und gefräßiger wie die anderen, denn er liebte sich mehr denn seine Nächsten. Es war der, der auf seinem Haupt das Symbol der drei Lilien trug. Das Volk, das ihn sein eigen nannte, war ein weibisches Volk, voll unbegründeter Eitelkeit und schmachvoller Ränkesucht. Einst hatte es sich vermessen, die Krone des Lichtes auf sein Haupt zu setzen und dünkte sich ein Sonnenreich. Darüber war es eingeschlafen viele Jahre lang, und als es aufwachte, da erkannte es, daß es besiegt am Boden lag. Der Sieger aber war ein heller, blonder deutscher Junge.

Diese Demütigung war zu groß, um die tierischen Instinkte in ihrem lauernenden Versteck nicht zu verbergen.

Rache, schrie die gekränkte Eitelkeit, Rache für die Kinder des Sonnenreiches. Da begann das geheimnisvolle Flüstern, das Tuscheln, das Verstedspielen. Alles wurde hergegeben, um in jahrzehntelanger wühlender Arbeit das Heer der Geier zu vergrößern: Geld — Ehrenwort — Hoheitsrechte.

Das war der Anstifter — der Geier mit den drei Lilien auf dem Haupte. Aber nun, da sie angeflogen kamen, die Horde der schwarzen Sittiche, da war er arm geworden — recht- und machtlos und mußte zusehen, wie die anderen ihre Schnäbel aufrißen, um den Äther mit ihrem Geschrei zu übertönen. —

Surchtlos, aber von heiligem Zorn erfüllt, erschaute der Baumeister das unheil kündende Nahen des gierigen Schwarmes. Er wußte, worum es galt, wußte, daß es um seine Arbeit, seine Ehre, seine Freiheit, ja um sein Leben ging. Und mit ihm wußte es jeder seiner treuen Schar, die geholfen hatten an dem großen Bau seines glaubensstarken Werkes. Und siehe: er rief — und alle, alle kamen sie, jung und alt, reich und arm, hoch und niedrig. Mit glühender Liebe, mit gläubigem Hoffen, mit aufopfernder Hingabe stellten sie sich ein, einer für alle, alle für ein Ziel: für ihr Vaterland. Und die Mütter, die Frauen, die Schwestern, die Töchter dieser heldenstarken blonden Knaben und Männer knieten nieder daheim und beteten.

Und empor stieg der rauschende Ton, die brausende Fülle dieser Gebete zu dem allmächtigen Throne der Gerechtigkeit und übertönte das heisere Kreischen der feindlichen Mächte.

Das aber war das Geheimnis dieses gewaltigen Ringens: Allsiegend war des Glaubens starkes Gebet — allsiegend auch der Gerechtigkeit starke Waffen.

So stürmte die junge Heldenschar vor gegen die erdrückende Übermacht — stürmte von Sieg zu Sieg mit dem Gebet im Herzen und dem Hochgesang des Vaterlandes auf den Lippen. Und es mochten ihrer kommen so viele als da wollten — es mochte der halbe Erdball sich zusammentürmen und die buntgemischte farbige Menschenschar in barbarischer Wollust loslassen — wie von der Sichel des Schnitters dahingemäht, reihte sich Tod an Tod in ihren Massen und die bleichenden Lippen röchelten im Todeschrei von der Verdammnis ungesühnten Mordes.

Zwölf Monde sahen bereits dem Kampf des Volkes gegen die Völker zu — sahen, wie auch die letzten Zurückgebliebenen mit scheinheiliger Gebärde den Geiern ihren Fraß zubrachten, ohne den sie nicht leben und kämpfen konnten. Aber das e i n e Volk stand noch ungeschwächt inmitten fremden Landes, stürmte noch immer von Sieg zu Sieg, mit dem Gebet im Herzen und dem Hochgesang des Vaterlandes auf den Lippen.

Aufrecht auch stand noch der Baumeister inmitten seiner getreuen Schar und glaubensstarke Zuversicht erfüllte ihn.

Denn er wußte, daß er siegen würde



Don den Kapiteln dieses Buches sind erschienen:

Nr. 3, 4, 5 und 9 in den „Hessische Kriegshefte“, H. Hohmann,
Darmstadt.

Nr. 6 in „Unsere Helden“, August Scherl, Berlin.

Nr. 7 in „Neue Preussische Kreuz-Zeitung“, Berlin.

Nr. 8, 10, 13, 15 und 19 im „Darmstädter Tagblatt“, Darmstadt.

Nr. 12 im „Salonblatt“, Dresden.

Nr. 17 als Separatabdruck.

Nr. 1, 2, 11, 14, 16 und 18 sind Manuskripte.

Don diesem Buche wurden 50 Exemplare der Zentralstelle
des Roten Kreuzes in Deutschland zu wohltätigen Zwecken über-
wiesen.

Don demselben Verfasser sind als Kriegsliteratur in
Buchform erschienen:

Das Schwert des Cherub

Gedichte aus großer Zeit

(Verlag der Schlesiſchen Verlagsanstalt v. S. Schottlaender,
Breslau, 1915.)

Ein Sommerfest in Feindesland

mit 16 Abbildungen

(Verlag H. Hohmann, Darmstadt, 1915.)

Princeton University Library



32101 066405463

